Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Krane, Fr. von, Reiter und Jäger. Eine Erzählung in drei Büchern. 3 Bände. 8. 3 Thlr.

— — Aus der Säbeltasche eines alten Kavalleristen. Erzählungen. 8. 2 Thlr.

Holtei, Karl von, Simmelsammelsurium aus Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben und aus ihm selbst. 2 Bände. 8. . . . . 3 Thlr.

Hüttig, Otto, Nachklänge aus den hinterlassenen Papieren des Sanitätsrathes Dr. Karl Wilhelm Junge. 8. . . . . 1¾ Thlr.

Gesammt-Ausgaben.

Holtei, Karl von, Erzählende Schriften. 37 Bände. Gesammtpreis brosch. 11 Thlr. 12 Sgr.

Hieraus einzeln: Kriminalgeschichten. 6 Bände. 2 Thlr. — Noblesse oblige. 3 Bände. 1 Thlr. — Die Vagabunden. 3 Bände. 1 Thlr. — Christian Lammfell. 5 Bände. 1¼ Thlr. — Ein Schneider. 3 Bände. 1 Thlr. — Die Eseisfresser. 3 Bände. 1 Thlr. — Kleine Erzählungen. 5 Bände. 1⅔ Thlr. — Vierzig Jahre. 6 Bände. 4 Thlr. — Der letzte Komödiant. 3 Bände. 1 Thlr. —

Mügge, Theodor, Romane. 33 Bände. à 15 Sgr. 15 Thlr. 15 Sgr.

Hieraus einzeln: Der Chevalier. 3 Bände. 1½ Thlr. — Toussaint 5 Bände. 2½ Thlr. — Erich Randal. 4 Bände. 2 Thlr. — Afraja. 3 Bände. 1½ Thlr. — Tänzerin und Gräfin. 3 Bände. 1½ Thlr. — Die Vendéerin. 2 Bände. 1 Thlr. — Weihnachtsabend. 15 Sgr. — Arvor Spang. 2 Bände. 1 Thlr. — Verloren und gefunden. 2 Bände. 1 Thlr. — Die Erbin. 15 Sgr. — Der Voigt von Sylt. 2 Bände. 1 Thlr. — Der Majoratsherr. 15 Sgr. — König Jakob's letzte Tage. 15 Sgr. — Der Prophet. 3 Bände. 1½ Thlr.

See, Gustav vom, Gesammelte Schriften. 18 Bände. Gesammtpreis 9 Thlr.

Hieraus einzeln: Vor 50 Jahren. 3 Bände. 2 Thlr. — Die Egoisten. 4 Bände. 2⅔ Thlr. — Herz und Welt. 3 Bände. 2 Thlr. — Raucé. 3 Bände. 2 Thlr. — Zwei gnädige Frauen. 3 Bände. 2 Thlr. — Die Belagerung von Rheinfels. 2 Bände. 1⅓ Thlr.

Der Kapitän.

Erlebnisse eines westfälischen Edelmannes.

Herausgegeben

von

Fr. v. Krane.

Dritter Band.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1874.

Wojew. Bib. Publiczna E. Smolki w Opolu

9531

/III

92

„Zbiory Śląskie"

K. Nr 18 | 77 | Śl.

Erstes Kapitel.

Wie Max seine Familie wieder findet und mit seiner Schwester Fanny ein Trutz- und Schutzbündniß schließt. Wie Max gesucht wird, sich aber nicht will finden lassen.

Scharpenley, September 1820.

Endlich bin ich im Besitz meiner Effekten. Ich habe jetzt Alles ausgepackt, ringsum Ordnung geschafft und mich in meinen Thurmzimmern so gut eingerichtet, wie es sich vor der Hand machen ließ. Nun will ich denn auch an meinem Erinnerungsbuche weiter schreiben.

Ich habe die Dinge, wie ich sie mir vorgesetzt hatte, durchgeführt. Piet Piepenstock ist mein Geschäfts-Agent in Amsterdam. Er nahm mich mit wahrer Zärtlichkeit auf und schied von mir voller Rührung, als ich nach Bremen unter Segel ging.

Meine Reise von Arnsberg nach Scharpenley, welche ich zu Pferde machte, war äußerst beschwerlich. Erst beim Einbruch der Nacht kamen wir am Fuße des Burgberges an. Mein ermüdeter Klepper stieß an jeden Stein, und stolperte dermaßen, daß ich es

vorzog, abzusitzen und den langweiligen Zickzackweg zu Fuß zurückzulegen. Endlich kamen mir denn auch der hohe Thurm und die Umrisse der Burg zu Gesicht, welche sich dunkel gegen den Horizont absetzten, aber kein gastlich Licht winkte mir zu, nur das langgezogene Geheul einer Brackenmeute bewies, daß der Platz bewohnt sei. Wir fanden das Thor verschlossen. Auf unser Klopfen ging das Geheul der Hunde in ein wüthendes „Gebelver" über. Erst nach längerer Zeit wurde die Pforte durch einen Mann von finsterer Miene mit rothem Struppbart geöffnet, welcher uns mit hochgehobener Laterne in das Gesicht leuchtete und nach unserm Begehr fragte. Nachdem ich ihm gesagt, daß ich Fräulein Fanny v. Alst sprechen wolle, führte er uns auf einen engen, finstern Hof und begab sich in das Haus. Nach kurzer Zeit erschien der Rothbart wieder und brachte mich durch eine kleine gewölbte Halle in ein weites Zimmer, welches schwach und ungleichmäßig durch ein Feuer von Reisigholz erleuchtet war, das am mächtigen Herde bald grell aufflammte, bald knisterte und qualmte.

„Da kommt das gnädige Fräulein!" sagte der Rothbart, und deutete auf eine kleine Dame, welche, mit einem Lichte in der Hand, die Stufen einer niedrigen Treppe herabsteigend, am andern Ende der Stube erschien, worauf er sich entfernte.

„Max!“ rief Fanny, nachdem mein Gesicht in den Lichtkreis ihrer Kerze gekommen war, und sank mir, in Thränen ausbrechend, in die Arme. Wie war das Kind verändert, seit ich in Soest von ihr Abschied nahm! Wie bleich und hager sah mein armes Schwesterchen aus, wie war jeder Zug von Heiterkeit aus diesem gramerfüllten Gesichte verschwunden. Ich war erstaunt, daß Fanny mich wiedererkannte. Sie sagte mir später, meine Augen hätten für sie etwas so Charakteristisches, daß sie mich daran, bei einer noch größeren Veränderung meines Aeußern, unter Tausenden zuverlässig erkennen werde.

Ich theilte Fanny mit, daß ich seit meiner Abreise nach Indien den Namen Max Natz geführt habe und, noch immer unter dem Urtheilspruch des Kriegsgerichts stehend, für alle Welt, nur nicht für sie und Scharpenley, der holländische Kapitän Max Natz sein und bleiben müsse, nicht aber Max v. Alst, der todt oder verschollen sei.

Meinen armen Schwager fand ich in der traurigsten Verfassung, in den letzten Stadien der Wassersucht. Voller Schmerzen und Beängstigungen, hatte er bei Tag und Nacht keine Ruhe und wurde mühselig aus dem Bett in den Lehnstuhl und vom Lehnstuhl in das Bett gebracht. Er war zwar bei klarem Verstande geblieben, jedoch in eine solche Passivität verfallen, daß nur ganz ungewöhnliche Ereignisse ihn

für Momente seiner Gleichgültigkeit gegen Alles, was um ihn her vorging, zu entreißen vermochten.

Ein solches Aufflammen seiner Theilnahme fand auch in den ersten Momenten nach unserer Begrüßung statt. Aber schon nach einer halben Stunde war dieses Strohfeuer erloschen und ich gewahrte mit tiefem Schmerz, daß ich es mit einem für alle Geschäfte todten Mann zu thun hatte. Wir verließen das Krankenzimmer, um den Unglücklichen seinem träumerischen Dahindämmern zu überlassen.

Nachdem Fanny die Haushaltungsgeschäfte abgemacht und für meine Verpflegung Sorge getragen hatte, begleitete sie mich auf das zu meiner Aufnahme in Bereitschaft gesetzte Zimmer und machte mir Mittheilungen über den Stand der Angelegenheiten.

Die Verhältnisse waren ganz so betrübend, wie sie mir in Paul's Mittheilungen geschildert worden waren, und erschienen auf die Dauer völlig unhaltbar.

Scharpenley hatte, wie meine Schwester Eva damals, als ich sie zu Soest zum letzten Male sah, schon vorhersagte, sich nicht entschließen können, seinen Hof und seine Liegenschaften zu Soest rechtzeitig zu verkaufen und nach Scharpenley überzusiedeln. Wohl hatte sich die Familie mehr und mehr vom geselligen Verkehr zurückgezogen und nach Möglichkeit eingeschränkt, aber die Ausgaben hatten sich damit keineswegs vermindert. Die Franzosenzeit war hereinge-

brochen und die Städte, welche an den von Westen nach Osten laufenden Heeresstraßen lagen, litten unendlich durch die fortwährenden Durchmärsche und unaufhörlichen, massenhaften Einquartierungen. Was man früher zur Lust und zur Freude verwendet, um seine Freunde zu bewirthen, das langte jetzt bei Weitem nicht aus, um in Aerger und Verdruß ungebetene Gäste zu verpflegen. Dazu kamen die Requisitionen, Steuern und Erpressungen. Scharpenley war nicht der Mann, sich zu wehren, er gab, ohne zu murren. Je williger er aber gab, um so größer wurde das Begehr. So kam es denn, daß er von den ausstehenden Kapitalien schnell eins nach dem andern kündigen mußte, und eins nach dem andern im Umsehen verschwand, darunter auch das Wenige, was meine Schwestern besaßen. Schließlich ist denn auch das große Kapital bei Dilthey & Comp. zu Bremen, welches schon seit Jahren keine Zinsen gebracht, durch den Bankerott dieses alten, renommirten Hauses unrettbar verloren gegangen.

Dieser Schlag, so lange er auch gedroht hatte und wie wenig unerwartet er kam, machte auf Scharpenley dennoch einen gewaltigen Eindruck. Während der Tod seiner Frau seine Thatkraft noch mehr geschwächt und seinen Hang zum träumerischen Dahinbrüten vermehrt hatte, zeigte er jetzt einen krankhaften Thätigkeitstrieb. Nicht schnell genug konnte er Haus,

Hof, Gärten, Aecker und Wiesen los werden, nicht schnell genug sich von Mobiliar, Hausrath und Allem trennen, was er nicht mit nach Scharpenley nehmen wollte. In jener Zeit, wo Grundstücke und Liegenschaften an der Heeresstraße so sehr entwerthet waren, wo Niemand kaufen mochte und Abnehmer so schwer zu finden waren, wurde diese Uebereilung doppelt nachtheilig. Scharpenley fiel in die Hände von Spekulanten und erzielte so elende Preise, daß, nach Abzug der kleinen Schulden und der Umzugskosten, wenig übrig geblieben war. Dieses geringe Kapital mochte jetzt auch wohl aufgezehrt sein, denn Fanny hatte schon einige Mal kleine Summen durch Paul van Puyts von dem Kapital entnehmen müssen, welches ihrer Meinung nach Ohm Jan der Familie hinterlassen hatte, von dem Scharpenley aber nichts wußte. Die Lage erschien auf die Dauer um so unhaltbarer, da beim Heranwachsen der Kinder die Ausgaben steigen mußten. Dazu kam, daß die Burg einiger durchgreifender Reparaturen bedurfte. Ein längeres Hinausschieben derselben drohte Uebelstände herbeizuführen, welche sich nicht nur den Bewohnern in empfindlichster Art fühlbar machen, sondern durch schnellen Verfall die Festigkeit des alten Baues gefährden mußten. Ueber die Pachtverhältnisse wußte Fanny so gut wie nichts. Sie führte aber bittere Klage über die Grobheit und Anmaßung des Pächters.

Nachdem mir Fanny in dieser Art ihr Herz ausgeschüttet, eröffnete ich ihr folgendermaßen meine Absichten:

„Ich komme mit einer Pension von etwa tausend Thalern und einem kleinen Vermögen heim; ich habe es ferner in der Kunst der Holzschnitzerei und des Holzmosaik so weit gebracht, daß ich mir dadurch jährlich einige hundert Gulden zu erwerben vermag. Du siehst daraus, liebe Fanny, daß ich kein Nabob bin, welcher mit den Schätzen Indiens beladen, die Armuth in Reichthum umzuwandeln vermag. Wohl aber ist es mein ernster Wille, das untergehende Schiff der Scharpenley's über Wasser zu halten und wo möglich einer gesicherten Zukunft entgegenzuführen. Die Kinder unserer Eva zu tüchtigen Menschen zu erziehen, will ich zu meiner Lebensaufgabe machen. Ich begehre dagegen nichts, als ein ruhiges, verborgenes Leben. Ich wünsche aller Welt, selbst den Kindern des Hauses, nur als Kapitän Max Natz, als ein Jugendfreund Scharpenley's, bekannt zu werden.

„Sobald ich volle Einsicht in die hiesigen Verhältnisse gewonnen habe, wollen wir gemeinschaftlich Pläne für die Zukunft machen und für die armen Kinder, welche jetzt bald vater- und mutterlos sein werden, sorgen und arbeiten."

Zu diesem Bund reichten wir uns unter Thränen die Hände.

Wie erfreut mein unglücklicher Schwager auch über meine Rückkehr war und über meine Zusage, bei ihm zu bleiben und mich seiner Angelegenheiten mit Rath und That anzunehmen: so gestattete er mir doch nur mit sichtbarem Widerstreben Einsicht in seine Wirthschaftsbücher, in die Kontrakte, Abrechnungen u. s. w. Er mochte sich seiner Nachläßigkeit schämen, denn die Unordnung in den Papieren war unglaublich, vielleicht verletzte es auch seinen Stolz, vor mir als armer Mann zu erscheinen. Was an Schriftstücken vorhanden war, befand sich im Zustand höchster Verwahrlosung und erwies sich vielfach als ungenau und lückenhaft. Die Angaben, mit denen mein Schwager, sehr widerwillig und verdrossen, die Lücken ausfüllte, erwiesen sich auch oftmals als unsicher und unzuläßig, so daß es mir, dem alten routinirten Rechenmeister, viel Zeit und Mühe kostete, in die momentanen Geldverhältnisse der Familie Scharpenley volle Einsicht zu gewinnen.

Ein Anderes war es, den eigentlichen Vermögensstand derselben zu ergründen, um darauf die Pläne für die Zukunft zu stützen. Auch an diese für mich schwierige Arbeit machte ich mich mit großem Eifer.

Mit Hülfe Sachverständiger untersuchte ich den Bauzustand der alten Burg; ich überzeugte mich von den Erträgen der trefflichen Jagd und der Fischerei; ich schätzte die Einnahme ab, welche die Gärten und

der Burgberg brachten, die einzigen Ländereien, welche zur Zeit in den Händen der Gutsherrschaft waren, und bemühte mich, Einblick in die Ertragsfähigkeit der verpachteten Landwirthschaft zu „Scharpenhof" und der Mühlenwerke von „Biggermühl" zu gewinnen. Wenn ich diese wichtigen Besitzstücke, ihrer Größe und ihrer Qualitäten nach, auch schon einigermaßen aus den Pachtkontrakten kennen gelernt hatte, so bedurfte ich doch, bei meinen geringen ökonomischen Kenntnissen und bei meiner völligen Unbekanntschaft mit den örtlichen und kaufmännnischen Beziehungen, vielfacher Belehrung und Aufklärung, um zur Erkenntniß ihres wahren Werthes zu gelangen. Ich wandte mich deshalb an den Pächter, Herrn Prott. Es war ein älterer Mann, aus Paderborn gebürtig, ein Müller seines Gewerbes, von kolossaler Figur und breitspurigen Manieren, klug und nicht eben unwissend, aber hochmüthig und unglaublich flegelhaft. Höchst einsilbig und unfreundlich zeigte er mir deutlich genug, daß er durchaus keine Neigung hege, mir zu einem Verständniß zu verhelfen und, als ich mich dadurch nicht sofort zurückweisen ließ, sagte er mir mit dürren Worten unter hochmüthig-höhnischem Lachen, daß Herr v. Scharpenley sein Verpächter und der einzige Mann sei, mit dem er über die Pachtverhältnisse zu verhandeln habe. Damit drehte er mir den Rücken und ging pfeifend, mit den Händen in den Hosen, seiner Wege.

Meine Bemühungen, mich zu informiren, wurden durch den Tod meines Schwagers unterbrochen. Kurz vor seinem Ende hatte er mich, seinen Jugendfreund, den Königlich Niederländischen Kapitän Max Natz, in einem Kodizill zu seinem Testamente, zum Vormund seiner Kinder eingesetzt und jede gerichtliche Einmischung ausgeschlossen.

Gert und Fried waren von Paderborn zum Begräbniß des Vaters gekommen, prächtige Jungen, welche die edle Gesichtsbildung ihrer Mutter geerbt haben und sich zum Verwechseln ähnlich sind. Auch ihre Schwester Benna gleicht meiner seligen Schwester, doch mehr in den Bewegungen und in der Sprache. Ihr Gesicht zeigt mehr die griechischen Formen, und sie verspricht schöner zu werden. Es war ein sehr ergreifender Anblick, diese drei armen Waisen so bitter am Sarge ihres Vaters weinen zu sehen. Auch ich habe eine Tochter, aber ihre Thränen werden nicht fließen, wenn man ihr die Botschaft meines Todes bringt.

Ich habe mich von der wissenschaftlichen Bildung der Knaben unterrichtet. Sie scheint mir lediglich für den Gelehrtenstand berechnet. Ganz einseitig auf alte Sprachen gerichtet, trägt sie weder den neueren Sprachen (der deutschen nicht einmal) noch den historischen und mathematischen Wissenschaften die nöthige Rechnung. Da die Pension der Knaben bald abgelaufen ist, denke ich sie hierher zu nehmen und bei

ihnen als Hauslehrer zu fungiren. Arbeitsgewohnt, wie ich seit langen Jahren bin, wird mir dieses Amt eine andauernde, wohlthuende Beschäftigung gewähren. Nebenbei sind die zweihundert Thaler, welche Pension und Unterricht kosten, bei unsern beschränkten Verhältnissen eine wesentliche Ersparniß.

Jetzt, da ich als Vormund der Scharpenley'schen Erben die Gutsherrschaft vertrete, hat mich des Pächters Prott Flegelei nicht mehr abschütteln können. Ich habe mich so lange, zu des Mannes großem Aerger, umgeschaut und habe bei den Gutsnachbarn, denen er sich sämmtlich verhaßt gemacht hat, so eifrig herumgefragt, bis ich eine genaue Kenntniß der Sachverhältnisse gewonnen habe. Zu meiner großen Freude bin ich zu dem Resultat gekommen, daß die Befreiung von Scharpenhof und Biggermühl aus den Händen des jetzigen Pächters, das Abstoßen der Lasten, welche jetzt darauf ruhen, nebst einem rationellen Wirthschaftsbetrieb dieser werthvollen Besitzthümer, ausreichen, um die Familie Scharpenley wieder in eine vollkommen auskömmliche Lage zu versetzen und ihnen eine Einnahme zu sichern, welche ihrem Stande entspricht.

Ueber die hohe Rente, welche den Scharpenley's das in Bremen angelegte Kapital brachte, hatten sie seit Generationen ihre Besitzungen im Gebirge unbeachtet gelassen und sträflich vernachläßigt. Völlig

verwahrlost und unrentabel, waren diese in die Hände meines Schwagers gekommen. Der Pächter hatte von Jahr zu Jahr große Gegenrechnungen für Reparaturen an den Baulichkeiten und den Mühlwerken eingereicht, welche nahezu die Pacht verschlangen; dessenungeachtet wurde der Bauzustand, als im Jahre 1807 der Pachttermin abgelaufen war, so schlecht befunden, daß Herr Prott ohne Konkurrenten blieb, wozu allerdings die kriegerischen Zeitläufte auch das Ihrige beitragen mochten. So kam es denn, daß nicht der Verpächter, sondern der Pächter die Bedingungen auf fernere zwölf Jahre stellte, die natürlich für die Gutsherrschaft schlimm genug ausfielen. Aber Herr Prott wußte seinen Vortheil auch ferner geltend zu machen. Nach wenigen Jahren erklärte er, daß das ganze Mühlwerk ruinirt und die Wirthschaftsgebäude zu Scharpenhof nicht mehr reparaturfähig seien und von Grund aus neu aufgeführt werden müßten. Er brachte Gutachten der Sachverständigen bei und drohte mit Klagen, da er in Fortstellung des Mühlenbetriebs, wie der Ackerwirthschaft verhindert sei. Er erbot sich, den Bau und die Renovationen aus seinen Mitteln zu bestreiten, unter der Bedingung, daß die darauf verwendeten Summen als Schulden auf die Güter eingetragen würden. Natürlich baute Herr Prott nicht wohlfeil und die Zinsen, welche er sich ausbedungen, waren die gesetzlich

höchsten. Nun war mein Schwager ganz in des Mannes Händen! Beim Pachttermine 1818 fügte Prott den alten ungünstigen Bedingungen eine neue, für die Zukunft bedeutungsvolle, hinzu. Der Verpächter verpflichtete sich, beim Ablauf der Pacht das Plus-Inventar und die Mühlenvorräthe nach dem Taxwerthe abzunehmen. Prott hatte sich dagegen verbindlich gemacht, alle Lebensbedürfnisse, welche das Gut bringe, zu den mittleren Marktpreisen von Meschede auf die Burg zu liefern. Aus dem ganzen Kontrakt leuchtete deutlich hervor, wie der schlaue Müller seinen Gutsherrn, dessen mißliche Lage er sehr wohl kannte, immer tiefer und tiefer in seine Schuld zu bringen suchte, um im geeigneten Moment, wie etwa bei drohender Kriegsgefahr, wo keinen Andern zu kaufen gelüstet und kein Geld zu schaffen ist, zu kündigen und so Scharpenhof und Biggermühl für eine Bagatelle zu erwerben.

Nicht umsonst hatte ich viele Jahre lang am Rechentisch gesessen. Ich machte jetzt den Kalkül, ob bei der äußersten Sparsamkeit sich mein Vermögen binnen zehn Jahren so vermehren werde, um die im Jahre 1830 ablaufende Pacht den Händen Prott's entwinden und, nach Abzahlung der Schulden, des Plusinventars und der Vorräthe, meinem Neffen Gert Scharpenhof und Biggermühl unbelastet übergeben zu können. Ich stellte dabei für Benna's Aus-

ſtattung ein Kapital von 3000 Thalern in Rechnung, brachte dagegen aber für Fried, von ſeinem zwanzigſten Jahre ab, eine jährliche Revenue von zweihundert Thalern in Einnahme, welche ihm aus einer Vikariatsſtelle, welche die Gutsherrſchaft von Scharpenley zu vergeben hat, zufließen wird. Dabei war für Gert die Ausbildung zum Landwirth, für Fried der Beſuch des Seminars, deſſen er zur Erlangung der kleinen Weihen bedarf, ohne welche er jenes Benefizium nicht erhalten kann, und für Benna auf den Beſuch einer Erziehungsanſtalt gerechnet. Die Knaben haben beide an der linken Hand eine angeborne Verkrümmung des kleinen Fingers, welche in der Scharpenley'ſchen Familie häufig vorkömmt. Sie ſind deshalb von der Militair-Karrière ausgeſchloſſen, welche ſonſt für Fried in Betracht zu ziehen wäre. Ich habe zu meiner großen Freude mich überzeugt, daß die nöthige Kapitalanſammlung, trotz den genannten Leiſtungen, zu erzielen iſt, aber knapp, gewaltig knapp, wird es auf Scharpenley zugehen müſſen und meine Holzſchnitzereien dürfen uns nicht im Stich laſſen.

Ich habe mit meiner Fanny, meiner einzigen Vertrauten, die Sache durchgeſprochen und Poſten für Poſten nachgerechnet. Wir ſind nach reiflicher Ueberlegung zu dem Entſchluß gekommen, zehn Jahre hindurch ein dürftiges Leben, voller Mühe und Arbeit,

zu führen, unseren armen Waisen zu lieb. Gott gebe seinen Segen dazu!*)

Der Rechtsanwalt und Notar Dr. van Noorden zu Passaruang auf Java an Paul van Puyts.

Aus dem Holländischen. Passaruang, 21. Mai 1821.

Verehrter Herr Kollege!

Da der Graf Achill Goy, Baron van Leuwaarden, Mitglied des Rathes von Indien und Resident zu Passaruang, Ritter ꝛc., mich mit Führung seiner juridischen und finanziellen Privatgeschäfte betraut hat, so werde ich für die Zukunft mehrfach die Ehre haben, mit Ihnen, verehrter Herr Kollege, dem Kurator des Gräflich Goy-Leuwaarden'schen Familien-Fideikommisses, in Geschäftsverbindung zu treten. Ich empfehle mich Ihrem Wohlwollen und bitte um volles Vertrauen, wie ich Ihnen stets mit der größten Offenheit entgegenkommen werde.

Ihr Schreiben vom 15. Januar d. J. hat mei-

*) Anmerkung des Herausgebers.

Hiermit schließt der kurze dritte Band des Erinnerungsbuches des Max v. Alst, und damit sind seine Aufzeichnungen zu Ende. Dagegen hat er seine Korrespondenz beigelegt, die Briefe, welche er empfing, im Original und die eignen in Abschrift, alle geschäftsmäßig chronologisch geordnet, geheftet und numerirt. Diejenigen Schriftstücke, welche in französischer oder holländischer Sprache abgefaßt sind, habe ich übersetzt.

nem Klienten Schwierigkeiten eröffnet, auf welche er durchaus nicht gerechnet hatte. Es war ihm fremd und überraschend, daß in den preußischen Staaten die Fideikommisse wieder eingeführt sind. Er hatte gehofft, das ganze ihm vom Vater überkommene Vermögen als freies Allodium zu besitzen, und hatte in Folge dessen die testamentarischen Bestimmungen, in sofern darin vom Fideikommiß die Rede ist, keineswegs als strikt bindend und durch die Gesetzgebung sanktionirt angesehen, sondern lediglich als letztwillige Wünsche des Erblassers, deren Erfüllung, von der Pietät der Erben und den obwaltenden Umständen abhängig, ohne Schwierigkeit umgangen werden könnten.

Nicht minder unangenehm war der Graf über die geringen Einnahmen aus den Gütern Diepenbroick und Düsterloo überrascht. Die gegen frühere Zeiten geringen Erträge derselben erklären sich vollkommen aus dem Verlust der Herrlichkeitsrechte und aus dem Heranziehn zu den Steuern durch die französische Gesetzgebung, Umstände, welche meinem Herrn Klienten ausreichend bekannt sind. Er war indeß der Ansicht, daß Preußen die alten Gerechtsame der Rittergüter und die Vorrechte des Adels wieder hergestellt habe und so die Revenüen aus diesen Besitzungen wieder zur frühern Höhe herangewachsen wären. So ist denn der Graf durch die neuere preußische Gesetz-

gebung allerdings nach zwei Richtungen hin geschädigt, welches er bei dem ungünstigen Stand seiner Finanzen doppelt hart empfindet.

Des seligen Baron Jan hinterlassene Kapitalien haben kaum ausgereicht, den Herrn Residenten, welcher ein sehr glänzendes Haus macht und dadurch in pekuniäre Verwickelungen gerathen war, einigermaßen zu arrangiren. Unter diesen Verhältnissen hatte der Graf den Verkauf der Gemälde-Galerie beschlossen, um sich vollends seiner Gläubiger zu entledigen und, durch zinsbare Anlage des Restes der daraus gewonnenen Kapitalien, seine Revenüen zu erhöhen. Der Notar Dr. Shmietweg zu Amsterdam, welcher mit dem Verkauf beauftragt war, meldete sodann Ihren, des Fideikommiß-Kurators, Einspruch. Es stellte sich ferner heraus, daß ohne Ihre und des nächsten Agnaten Genehmigung der Verkauf von Bildern der Galerie unstatthaft ist.

So lange das Recht der Nachfolge des jungen Grafen Jan Achill im Fideikommiß nicht festgestellt ist, muß Maximilian Ignatius v. Alst, Schwestersohn des Baron Jan, ehemals Fürstlich Münster'scher Ober-Lieutenant, als nächster Agnat betrachtet werden. Dieser ist, nach Angabe des Grafen Goy, 1799 außer Land gegangen und seitdem verschollen. Der Graf hatte seinem Vetter ein Anstellungs-Dekret bei den holländischen Truppen in Ostindien ausgewirkt.

Die genauesten Nachforschungen, sowohl in den Archiven zu Batavia, wie auch in den Stammrollen der Truppen und in den Listen der Civilbehörden, haben zu dem Resultat geführt, daß ein Mann dieses Namens, weder im Militair, noch im Civil in den Kolonien gedient hat. Es ist daher mit Bestimmtheit anzunehmen, daß der v. Alst von jenem Anstellungsdekret keinen Gebrauch gemacht, sondern sich anderswohin gewendet haben muß. Es würden in Europa Nachforschungen anzustellen, resp. auf dem gesetzlichen Wege die Todeserklärung herbeizuführen sein, was wir ganz in Ihre Hand legen, zumal Ihr Amt als Fideikommiß-Kurator Sie auf die Feststellung der Successionsberechtigung hinweist.

Wenn Max v. Alst ausfällt, so würden die Nachkommen der ältesten Schwester desselben, die Söhne der Eva v. Alst, welche an einen Freiherrn von und zu Scharpenley verheirathet gewesen ist, die nächsten Erben sein. Der Graf giebt an, daß minderjährige Zwillingsbrüder aus dieser Ehe am Leben sind. Deren Vormund würde sodann der Mann sein, dessen Genehmigung wir zum Verkauf der Bildergalerie bedürften. Ich bitte um Angabe der Adresse desselben.

Aller dieser Schwierigkeiten und Weitläuftigkeiten bedürfte es nicht, wenn des jungen Grafen Jan Achill Berechtigung zur Nachfolge im Fideikommiß nachgewiesen werden könnte. Leider kann ich Ihnen

indeß über das Herkommen der Frau Gräfin nur Unbestimmtes und Ungenügendes berichten, weshalb der Dr. Schmietweg, wie mir derselbe mitgetheilt, es bisher vermieden hat, Ihnen darüber irgend welche Auskunft zu geben. Ich halte es indeß für nothwendig, Sie mit dem Stande dieser Angelegenheit bekannt zu machen.

Ueber die Herkunft jener Dame schwebte stets ein gewisses Dunkel. Während alle Fernerstehenden dieselbe für die Tochter eines Herrn v. Creubec-Ronceroy und seiner Gemahlin Flora, geb. Lafranc hielten, wußten die näheren Bekannten, daß sie nur ein angenommenes Kind ist. In der Bevölkerungsliste von Batavia ist sie als die Tochter einer Adele Berg bezeichnet. Der Vater ist nicht genannt. Es ist ferner der Todtenschein von Adele Berg vorhanden, welche bei der Geburt dieses Kindes starb. Auch in diesem geschieht eines ehelichen Verhältnisses derselben keine Erwähnung. Noch mehr aber wird die eheliche Geburt der Gräfin durch ein drittes Dokument (welches, wie die beiden vorgenannten, sich in den Händen der alten Frau v. Creubec befindet) zweifelhaft. In diesem erkennt ein Ober-Sergeant von der Militair-Verwaltung, Namens Max Natz, die Tochter der Adele Berg als sein Kind an. Er begiebt sich seiner Vaterrechte und überträgt sie an das Ehepaar Creubec, welche das Kind adoptirt haben.

Es ist mir mit großer Mühe gelungen, durch die Polizeiberichte festzustellen, daß Adele Berg als ein Mitglied der Familie Creubec nach Batavia gekommen ist, dann aber, nach einigen Monaten, das Creubec'sche Haus verlassen und mit dem Ober-Sergeanten Max Natz zusammengelebt hat. Dieser hat vom Kap aus mit der Familie Creubec die Reise nach Batavia gemacht. Schon auf dem Schiffe mag sich das Verhältniß angeknüpft haben.

Die Aussagen der Familie Creubec klingen allerdings anders. Danach haben die Creubec's ein junges Ehepaar, das mit dem Schiffe „die Rose von Bremen" von Deutschland nach Java reiste, zu Funchal auf Madeira kennen gelernt. Sie haben sodann mit demselben die fernere Reise bis Batavia gemacht. Der junge Mann, Max Natz, hat auf Java Anstellung gesucht, und da er befürchtet, daß seine Heirath ihm zur Erlangung einer solchen hinderlich sein könne, so hat die junge Frau, mit der sie weder verwandt, noch von Europa her bekannt gewesen sind, sich ihnen für einige Zeit angeschlossen. Als Herr Natz Anstellung gefunden, ist sie zu ihrem Manne gezogen. Frau v. Creubec erwähnt ausdrücklich, daß dies Ehepaar den Offizieren des Schiffes von Deutschland her bekannt gewesen sei und bei ihnen in großer Achtung gestanden habe. Frau Natz sei überdem eine Dame von feinster Bildung und

großer Frömmigkeit gewesen. Durch einen Zufall habe Frau v. Creubec sowohl deren Civil-Ehestandsattest, wie auch ihren kirchlichen Trauungsschein gesehen. Allerdings habe sie dieselben, welche wohl in deutscher Sprache abgefaßt sein mochten, nicht lesen können. Die großen beigedruckten Siegel, von denen das eine die Mutter Gottes vorgestellt, so wie die Namen Max Natz und Adele Berg, welche mehrmals darin vorgekommen, haben sie keinen Augenblick an der Richtigkeit der Angabe zweifeln lassen.

Die Klarlegung dieser Angelegenheit ist lediglich von Max Natz zu erwarten. Dieser hat es vom Ober-Sergeanten zum Kapitän und Oberzahlmeister gebracht, und stand bis zum vorigen Jahre, in welchem er als Pensionair nach Europa zurückgekehrt ist, in Sarabaya. Sein jetziger Aufenthalt würde im Ministerium der Kolonien bei der Abtheilung für das Invalidenwesen des Militair-Departements zu ermitteln sein. Eine gerichtliche Vernehmung würde Alles aufhellen, wenn ich auch kaum zu hoffen wage, daß Erwünschtes zu Tage treten wird.

Gestatten Sie, mein Herr Kollege, die Versicherung der vollkommensten Hochachtung, womit sich beehrt zu zeichnen

Dr. van Noorden,
Rechtsanwalt und Notar.

Paul van Puyts an den Kapitän Max Natz.

Rozenhaag, 2. Oktober 1821.

Mein theurer, alter Freund!

Du siehst aus beiliegender Abschrift eines Briefes meines javanischen Amtsbruders, welch' gesuchte Person Du bist. Nach Max v. Alst forscht man, als nach dem nächsten Agnaten des Goy-Leuwaarden'schen Fideikommisses; nach Max Natz, als dem Vormund der Scharpenley's; nach Max Natz, als dem Vater der Gräfin Goy, und ich soll diese drei Menschen, welche für mich in der Person des Max v. Alst zusammenfallen, ausfindig machen. Nun weiß ich aber schon längst von meinem Schwager Wilbring, daß auf Scharpenley ein alter, brummiger, holländischer Kapitän Namens Max Natz haust, der geistig, wie materiell ein Wohlthäter der Familie ist. Mir scheint, der lange Ulan mit der rothen Nase hat Dich trotz der Veränderung und Vermummung beim ersten Anblick wiedererkannt. Selbst mir gegenüber hat er sich keineswegs klar darüber ausgesprochen, sondern er ehrt das Inkognito seines alten Freundes, wenngleich er den Kapitän Natz einen verdammt „stetigen" und „bocksbeinigen alten Krippensetzer" nennt, der sich selbst und Andere durch seine völlig unmotivirten, verteufelten Schrullen quält.

In welche fatale Lage aber bringt mich Deine tolle Inkognito-Schrulle! Ich, als Fideikommiß-Kurator, soll den Max v. Alst für todt erklären lassen

und weiß, daß er lebt; ich soll den Max Natz suchen und weiß, er sitzt brummend am Herde zu Scharvenley. Während ich beschwören kann, daß Leokadie Gräfin Goy nicht nur sechszehn adelige Ahnen, sondern, mehr als das skrupulöseste Adels-Institut jemals verlangte, deren zwei und dreißig aufzuweisen hat, und der Berechtigung des kleinen Jan Achill, Deines Enkels, zur Nachfolge im Fideikommiß auch nicht ein Schatten entgegensteht: soll ich die Leute, welche an dessen ehelicher Geburt zweifeln, ohne Nachricht lassen. Ich soll den Verkauf der Galerie dadurch verzögern, daß ich zu diesem unnöthigen Versteckenspielen meine Hand biete, wo ich mir doch sagen muß, daß Achill ganz recht daran thut, die in den Bildern steckenden todten Kapitalien jetzt, da die Gemälde wieder gut im Preise stehen, zinstragend zu machen.

Aber ich habe Dir mein Ehrenwort gegeben, Niemandem zu verrathen, daß Max v. Alst und Max Natz, sowie daß die Freiin Adelheid v. Hohenlandenberg und Adele Berg dieselben Personen sind. Ich bin Sklave meines Wortes und nur mein lieber, alter Freund, dem ich es gab, kann mich dessen entbinden. Aber mein Max wird mich dessen entbinden!

Ich flehe Dich an, erlöse mich aus dieser Lage, welche mich peinigt. Tritt mit Deinem wahren Namen hervor und mache so mit Einem Schlage all' dem Wirrwarr ein Ende!

Willst Du durchaus Deiner hypochondern Laune folgen, willst Du Dir die Menschen fern halten, selbst diejenigen, welche Dich lieben, so sei es darum. Wie Kurt Wilbring sich in das Unvermeidliche fand, so werde auch ich mich darein finden, und die Isolirung des Max v. Alst soll durch Zudringlichkeit ebenso wenig gestört werden, wie die des Max Natz bisher gestört worden ist.

Ich habe Dich ja sonst stets für vernünftige Vorstellungen zugänglich gefunden; sei es auch dieses Mal, mein theurer Freund.

Stets in Anhänglichkeit und Treue

Dein Paul van Puyts.

Kapitän Max Natz an Paul van Puyts.

Scharpenley, 15. Oktober 1821.

Mein herzlich geliebter Paul!

Hast Du, mein Freund, denn alles Mitleid mit mir, jeden Antheil an meinem Wohlergehen verloren? Bedenkst Du denn gar nicht die Folgen dessen, was Du von mir begehrst? Ich, dessen Bild heute noch in Münster am Galgen hängt, ich, der ich des Adels verlustig erklärt, infam kassirt und zu zwanzigjähriger strenger Haft verurtheilt bin, ich soll die schützende Maske aufgeben und als Max Alst hervortreten? Statt hier, meinen Verhältnissen nach, angenehm

und für das Wohl der Meinigen arbeitend, nützlich zu leben, soll ich entweder bis zu meinem Lebensende mich einsperren lassen, oder wieder in die Fremde ziehen! Und wenn ich diese Opfer bringe, welchen Zweck erreiche ich dadurch? Im besten Falle erhöhe ich meines Todfeindes Einnahme und fördere seinen Hochmuth und sein Wohlleben.

Für meinen Enkel ist nun und nimmer ein Anspruch auf die Nachfolge im Fideikommiß zu erringen. Meine Tochter, mag sie immerhin ehelich geboren und ihre Mutter vom reinsten Blute und höchstem Adel sein, ist das Kind eines Mannes, dem Adel und Ehre unter Trommelschlag abgesprochen wurden. Ist eine Frau von solcher Herkunft den Goy's van Leuwaarden ebenbürtig? Nicht Jan Achill, sondern Gert v. Scharpenley ist der rechte Nachfolger im Fideikommiß! Dir, dem gewiegten Juristen, sollte das doch nicht zweifelhaft sein. Als Max Natz bin ich der ehrenwerthe holländische Kapitän, als Max Alst der geschändete Deserteur. Laß mir den Namen, dem ich Ehre gemacht habe, und meine Einsamkeit. Laß den Max Alst suchen und, da man ihn sicher nicht findet, für todt erklären. Den Max Natz mögt Ihr leicht finden, aber der weiß von keiner Tochter und wird nun und nimmer von einer Tochter wissen wollen. Schreibe das Deinem Kollegen zu Passaruang. Weder die stolze Gräfin, noch die Creubec's

werden darüber erstaunt sein und auch Du nicht, wärst Du mit meiner traurigen Lebensgeschichte bekannt.

Adieu, mein theurer Freund! Ich beklage von Herzen, Dich in einen Konflikt der Pflichten gebracht zu haben, den ich nicht lösen kann. Du, dem ich so vielen Dank schulde, hast gewiß den ersten Anspruch auf meine Opferwilligkeit. Es peinigt mich über die Maßen, ihm nicht genügen zu können. Zürne deshalb nicht Deinem treuen Freunde

Max Natz.

Paul van Puyts an den Kapitän Max Natz.

Rozenhaag, 4. November 1821.

Mein theurer, alter Freund!

Was für ein wunderbarer Wahn ist es, der Dich umstrickt hat und Dich gefangen hält? Was fabelst Du von Adelsverlust, infamer Kassation und zwanzigjähriger Haft? Bist Du von Sinnen, Max? Hast Du von den drei Briefen, in denen ich Dir Deine Begnadigung mittheilte, und welche ich drei Tage nach Deiner Abreise nach Emden, Bordeaux und Oporto abgehen ließ, keinen erhalten? Ich hatte sie frankirt und rekommandirt und bei den beiden letzteren, größerer Sicherheit wegen, „mit der Ueberland-Post zu expediren", hinzugefügt. Sollte Piet

Piepenstock versäumt haben, in den Briefen, welche er in Deines Oheims Auftrag nach Java schrieb, Deiner Begnadigung zu erwähnen, oder sollte durch eine wunderbare Fügung des Himmels grade von den Briefen, welche die Freudenbotschaft Deiner Begnadigung enthielten, keiner in Deine Hände gekommen sein? Wunderbar, daß zwischen Dir, Deinem Schwager und Deiner Schwester, niemals von jenen Ereignissen die Rede gewesen ist, wodurch doch unfehlbar die Aufklärung herbeigeführt worden wäre!

Du erinnerst Dich sicher des Umstandes, daß der letzte Brief, den der „Schwalengrieper" kurz vor Deiner Abreise zur Zeit überbrachte, als Achill in Münster war, eine andere Handschrift zeigte, als die vorigen Schriftstücke, welche uns auf diesem Wege zugekommen waren. Er enthielt, wie es sich später herausstellte, eine durchaus unrichtige Nachricht. Ich will Dir offen bekennen, daß ich Achill im Verdacht habe, diese niederträchtige Fälschung begangen zu haben. Er wußte, daß vom Eintreffen der Entscheidung aus Wien Deine Abreise abhängig war. Es lag ihm daran, diese herbeizuführen, bevor Dir Deine Begnadigung zuging. Denn er sah sicher sehr wohl ein, daß Dir damit die Aussicht gegeben war, in jeder andern Armee wieder als Offizier Anstellung zu finden und daß Du bei dieser Lage der Dinge

gewiß nicht nach Batavia gehen würdest, um dort einen elenden Sergeantenposten anzunehmen. Dann aber bliebst Du sein Nebenbuhler, und jede Chance, bei Adelheid zu reüssiren, war für ihn verloren. Er kannte unsere Verbindung mit dem biedern Regiments-Auditeur Poelmann und wußte, daß der „Schwalengrieper" der Bote war. Es wird dem Achill nicht schwer geworden sein, den Schnellläufer mittelst einiger Louisd'ors zu bewegen, ihm das Schreiben Poelmann's mit Deiner Begnadigung auszuhändigen und dafür das eigene Machwerk mit falschen Nachrichten nach Enschede zu bringen.

Einige Tage später, als jene schändliche Fälschung, kam ein eigenhändiges, vom Statthalter, Baron Fürstenberg an den Onkel Jan gerichtetes Schreiben, welches den Glückwunsch zu Deiner Begnadigung und eine Abschrift des Kabinets-Erlasses aus Hetzendorf für Dich enthielt. Dieser hieß:

„Betreffend das Kriegsgericht über den Ober-
„Lieutenant Maximilian v. Alst vom Regiment
„Dücker zu Pferd, so haben Wir Uns, wie
„folgt, resolviret:

„In Anbetracht der Verdienste des verstor-
„benen Generals v. Alst, des Vaters des
„Angeklagten; ferner in Anbetracht der ein-
„stimmigen Fürsprache des Kriegsgerichts, und
„in Berücksichtigung des Gesuchs Unseres treuen

„münsterländischen Ritterstandes, bei dem letzten „Sproß eines alten, edlen Geschlechts Gnade „für Recht ergehen zu lassen, und endlich in „Erwähnung der guten Konduite des Ange„schuldigten, insbesondere der braven Dienste „desselben vor dem Feinde: wollen Wir das „Abschiedsgesuch des Ober-Lieutenants v. Alst „vom 18. Februar 1799 in Gnaden annehmen und ihm die Entlassung aus Unserm „Dienste gewähren.

„Es wird damit vom Verbrechen einer „Desertion des ꝛc. v. Alst Abstand genommen „und entfallen die Ehren-, Freiheits- und „Geldstrafen, so das Kriegsgericht derohalben „über denselben verhängt. Es wird mehr„gedachter v. Alst dagegen wegen Raufhändel, „schwerer Körperverletzung und unerlaubten „Waffengebrauchs, sowie wegen eigenmächtigem „Verlassen eines Kommando's in Friedens„zeiten, zu drei Jahren Festungsarrest verur„theilt, sowie zum Tragen der Kosten."

Du siehst daraus, lieber Max, daß nur von einiger Festungshaft die Rede sein kann, da die geringen Kosten Deines Prozesses durch Dein Pferd und Dein Reisegepäck, welche man damals mit Beschlag belegt hatte, mehr als gedeckt sein werden. Du kannst Dir aber leicht vorstellen, daß es der

preußischen Regierung keinen Moment einfallen wird, an Dir, dem holländischen Kapitän, jenes Urtheil nach mehr als zwanzig Jahren in Vollzug zu setzen, selbst dann nicht, wenn ein Feind die Sache zur Sprache brächte. Max v. Alst kann in Münster und der ganzen Welt ohne Verpuppung auftreten, und sicher sein, daß keine Hand sich gegen ihn erhebt.

Nochmals, mein alter Freund, bitte ich Dich, wirf den grämlichen Max Natz bei Seite und nimm den lustigen Max v. Alst wieder auf. Du rettest mich aus einer häßlichen Verlegenheit und erfüllst eine Pflicht gegen Deine Tochter und gegen Deinen Enkel.

Dein Freund

Paul van Puyts.

Kapitän Max Natz an Paul van Puyts.

Scharpenley, 15. November 1821.

Mein theurer Freund!

Mir ist durch Deine Nachricht unendlich leicht und wohl um's Herz geworden. Die Schande hat schwer, wie ein Alp, länger als zwanzig Jahre mein Herz gepreßt. Jetzt ist sie von mir gewichen, wie ein böser, wüster Traum. Der Wappenschild meiner Ahnen, er gehört mir wieder an, und wenn man mit mir, dem letzten des Geschlechtes, ihn gebrochen in das Grab versenkt, so findet er eine ehrenvolle Stätte! Ich erkenne darin, daß mir so lange Zeit

die Nachricht meiner Begnadigung vorenthalten blieb, und daß ich länger als zwanzig Jahre unter der Last der vermeintlichen Entehrung stöhnte, die Hand der Vorsehung. Dessen ungeachtet rufe ich Dir zu: Quäle mich nicht, Paul! Laß mich Max Natz und im Verborgenen bleiben. Ich verspreche Dir, Anstalten zu treffen, daß Dir alle Beweisstücke, deren mein Enkel bedarf, um das Fideikommiß antreten zu können, rechtzeitig eingehändigt werden, sei es, daß ich aus dem Leben scheide, oder daß Achill einem Würdigeren Platz macht. Ich will zu vergessen suchen, daß Jan Achill seines Vaters und meiner Tochter Sohn ist, und in ihm nur den Enkel meiner unvergeßlichen Adelheid und meines verehrten Ohms Jan erblicken. Zur Bethätigung des Satzes: „Liebet Eure Feinde; thuet wohl Denen, die Euch Böses thaten," bin ich nicht Christ genug, dazu ist mein Herz zu hart geworden. Noch ist in mir der Haß gegen Achill und Leokadie zu mächtig, um von meiner Rache Abstand zu nehmen, so kleinlich sie Dir auch erscheinen mag. Laß mich Max Natz sein, mindestens so lange, bis ich hier auf Scharpenley meine Lebensaufgabe, welche 1830 zu Ende gehen wird, erfüllt haben werde. Sehen wir alsdann, ob bei dem Leben unter den treuen, braven Menschen mein Herz weicher und besser geworden ist, welches sich unter den erbarmungslosen Schlägen der Bösen verhärtet hat.

Verzeihe mir, mein Freund. Ich fühle es, ich bin im Unrecht, denn: „Mein ist die Rache!“ spricht der Herr. Ich bin gewiß, Du erfüllst meine Bitte und läßt mir bis zu jener Zeit den Namen

Max Natz.

Der Domänen-Rentmeister v. Bredenoll zu Dalheim an den Kapitän Max Natz.

Dalheim, 20. Mai 1827.

Hochwohlgeborner Herr!
Verehrter Herr Kapitän!

Durch Baron Gert v. Scharpenley ist mir bekannt geworden, in welcher innigen Beziehung Euer Hochwohlgeboren zu seiner Familie stehen und wie hoch er Sie, als seinen Lehrer und Vormund, verehrt. Ich nehme deshalb keinen Anstand, in einer Angelegenheit, welche mir Sorge macht, mich vertrauensvoll an Sie zu wenden.

Baron Gert und meine Tochter Huberta haben sich lieb gewonnen. Bei ihrer Offenheit und Natürlichkeit suchten die jungen Leute nicht ein Hehl daraus zu machen. Der schöne, wohlunterrichtete, im Umgang so liebenswürdige junge Mann gefällt uns Allen. Daß er somit einem lebhaften siebzehnjährigen Mädchen gleichfalls gefällt, ist nicht eben wunderbar. Der Amtsrath Mentzel sagt über Ihr Mündel, daß

er niemals einen Eleven gehabt hat, der in gleichem Grade strebsam, moralisch und zuverlässig gewesen sei. Wir würden einen solchen Bewerber um die Hand unserer Huberta um so mehr willkommen heißen, als unsere ländliche Abgeschiedenheit nicht eben ein Tummelplatz für Freier ist. Die Vermögensverhältnisse des jungen Mannes versetzen uns indeß in Sorge und Bedenken.

Man sagt allgemein, daß die vormals sehr vermögende Familie Scharpenley große Verluste erlitten und sich aus Soest, wo sie in großem Wohlstand gelebt, mit sehr geringen Mitteln auf die Burg Scharpenley zurückgezogen habe. Gert hat sich darüber gegen uns mit größter Offenheit ausgesprochen und oft erzählt, wie einsam, knapp und dürftig die Familie auf der alten Burg lebt.

Meine Verhältnisse sind keineswegs glänzend. Mein Gehalt ist sehr mäßig und mein Vermögen besteht aus einem Kapital von 16,000 Thalern, das während meiner Lebenszeit unkündbar angelegt ist. Huberta hat einen Bruder, welcher in Heidelberg studirt und uns viel Kosten verursacht. Außer der Aussteuer, zu welcher meine sehr haushälterische Frau das Nöthige bereits vorsorglich zusammen gespart hat, könnten wir Huberta höchstens einen Zuschuß von jährlich dreihundert Thalern gewähren, was für bescheidene Leute wohl immerhin eine nette Beisteuer,

jedoch keineswegs ausreichend ist, um darauf einen Haushalt zu begründen.

Da ich den einen und der Amtsrath Mentzel den andern Flügel der alten Abtei als Amtswohnungen inne haben, so sind sich die jungen Leute zu nahe, um beide hier bleiben zu können, im Falle des Baron Gert's Lage eine derartige ist, daß sie ihm nicht gestattet, ein Mädchen mit geringem Vermögen zu heirathen. Die Aermsten würden nicht zum Fenster hinausschauen können, ohne sich zu sehen, nicht den Fuß vor die Thüre setzen können, ohne sich zu begegnen! Wer kann da das Wachsen der Neigung aufhalten und dem Zusammenströmen der Herzen einen Damm setzen! Wir Alten müssen unter solchen Umständen schon etwas Vorsehung spielen und rechtzeitig Verhältnisse lösen, die voraussichtlich zu keinem ersprießlichen Ende führen können.

Sie würden mich sehr verbinden, mein Herr Kapitän, wenn Sie sich recht offen über Gert's Lage aussprächen und, betreffenden Falls, Ihren Pflegebefohlenen von hier abriefen, da Huberta erst vor Kurzem von ihrer hohen Schule zu Mannheim in's Elternhaus zurückgekehrt ist und wir sie, die unsere Einsamkeit versüßt, gar zu schmerzlich vermissen würden. In Erwartung recht baldiger Antwort

Euer Hochwohlgeboren ergebenster

v. Bredenoll, Domänen-Rentmeister.

Der Kapitän Max Natz an den Domänen-Rentmeister v. Bredenoll.

Scharpenley, 8. Juli 1827.

Hochwohlgeborner Herr!
Hochverehrter Herr Domänen-Rentmeister!

Euer Hochwohlgeboren Besorgnisse über die Vermögensverhältnisse meines Mündels, Gert v. Scharpenley, freue ich mich beschwichtigen zu können. Uns ist der Kummer erspart, eine aufkeimende Liebe mit harter Hand zerstören zu müssen. Gert würde schwer darunter leiden; der brave Bursche ist kein tändelnder Stutzer, der Liebesknoten schürzt und löst, ohne viel Lust und ohne viel Schmerz.

Was Sie von den Vermögensverhältnissen der Scharpenley's hörten, ist nicht ganz unrichtig, und was Ihnen Gert von dem knappen Leben hier oben auf der alten Burg erzählte, ist völlig wahr. Durch diese jahrelang fortgesetzte große Sparsamkeit ist es indeß gelungen, Hülfsquellen, welche bisher völlig verdämmt waren und zu fließen aufgehört hatten, auf's Neue zu eröffnen. Binnen einiger Jahre wird der entlastete Grundbesitz dem Baron Gert eine Rente abwerfen, ausreichend, einer Familie einen bescheidenen, aber standesgemäßen Unterhalt zu sichern.

Bevor dieser Zeitpunkt herangekommen ist, kann indeß von einer Heirath nicht die Rede sein. Ich

würde selbst nicht für eine öffentliche Verlobung stimmen. Ist die Liebe der jungen Leute von der rechten Art, dann wird sie auch wohl ohne Bande einige Jahre überdauern. Wenn die Verlobung im Sommer 1830 und die Heirath im Herbst desselben Jahres stattfindet, so würde sich das den äußern Verhältnissen meines Mündels, welcher in jener Zeit die Selbstverwaltung seines Grundbesitzes antreten soll, am günstigsten anschließen. Es würde sodann Fräulein Huberta zwanzig und Gert sieben und zwanzig Jahre zählen.

Den Herbst und Winter über mag Gert hier auf dem alten Scharpenley hausen und mit seinem Bruder Fried, dem Vicar, pirschen und jagen. Wenn aber Palmarum die Schnepfen abgezogen sind, kann er nach Dalheim gehn, um dort, als Volontär, dem Amtsrath Mentzel bei Tage wirthschaften zu helfen und dem schönen Fräulein Huberta in sehnender Liebe seine Abende zu widmen.

In der Erwartung des Einverständnisses zeichnet sich hochachtungsvoll

Euer Hochwohlgeboren ergebener

Max Natz, Kapitän.

Zweites Kapitel.

Liebesgeschichte der Klosterschülerin Benna.

Adelgunde, geb. Gräfin Balk, Gemahlin des Rittmeisters im Garde-Husaren-Regiment, Schall v. Bell, an ihren Bruder, den Grafen Hermann Balk zu Düsseldorf*).

Potsdam, 2. März 1830.

Mein theurer Bruder!

Endlich hat man Dich irrenden Ritter entdeckt! Ich, wie alle Welt, glaubten, Du umkreistest den Erdball. Wie hast Du meine Phantasie beschäftigt und wie sehr habe ich mich um Dich geängstigt! Bald sah ich Dich als Naturforscher im Interesse der Wissenschaft Länder und Meere durchkreuzen; bald als Pilger auf langhalsigem Thiere durch die Wüste hin zum heiligen Grabe ziehen; bald sah ich Dich als Dichter in den Blüthengärten der Alhambra träumen; bald als Maler im Schatten der Fächer-

*) Anmerkung des Herausgebers:
Diese Korrespondenz der Geschwister Balk ist mir von Frau v. Schall gütigst zur Disposition gestellt worden.

palmen ein Tropenbild in Dein Skizzenbuch zaubern. In bangen Träumen erschien mir mein Hermann, jetzt von starren Eisblöcken umdrängt, im wilden Kampfe mit weißen Bären, Seelöwen und Wallrossen; dann stand er in der Lichtung des Urwaldes an den Marterpfahl gefesselt, umtanzt von skalpgeschmückten Rothhäuten; gestern sah ich ihn blutbedeckt im bengalischen Dschungel unter Tigerkrallen, heute auf den schäumenden Wogen des endlosen Ozeans, nur das schmale Brett zwischen ihm und dem Tode.

Und wo findet man Dich?

Als Maler Hermann in unserm gemüthlichen Düsseldorf beim Abendschoppen, die lange Pfeife rauchend, im Kreise der romantisch-philiströsen Kunstgenossenschaft. Im Malkasten entdeckte man ihn, wie ein Verschwörer verkappt und verlappt, vom Kopf bis zur Zehe in den faltigen, rothgefütterten Carbonari gehüllt, den wüsten, grauen Schlapphut tief in die Stirn gedrückt, mit wild fliegendem Gelock und rauschendem Vollbart.

Wenn Du, mein theures Brüderchen, einen unwiderstehlichen Drang in Dir fühltest, die Bilder Deiner Phantasie auf Papier, Pergament, Holz oder Leinwand, Kupfer oder Elfenbein, auf die trockene oder nasse Wand, mit Bleistift, Kohle, Kreide, Stift oder Pinsel, durch Wasser-, Leim-, Wachs- oder Oelfarbe, in schraffirter oder gewischter, in Pastell-, Aquarell- oder Gouache-Manier, als Miniatur-, Staffelei- oder

Wandgemälde zu fixiren und zum Gemeingut der staunenden Welt zu machen: wer würde Dich daran gehindert haben? Wohl ist unter Umständen das Malen wie das Musiziren ein Laster, doch ein Verbrechen ist es nicht! Aber dieses geheimnißvolle Malerleben, und grade in Düsseldorf, welche seltsame Schrulle! Während die Metternich's, die Spiegel, die Hompesche, die Hatzfelde, die Spa's, die Schall's, die Nesselrode und die Fürstenberge in Verbindung mit dem Hofe des liebenswürdigen Prinzen dort den Winter in anmuthigster Geselligkeit verleben, spielst Du mit der ganzen Vetterschaft Versteck und lebst in Genossenschaft dieser phantastisch-romantischen Malergesellen, mit Leuten von leichtfertigen Sitten, zweifelhafter Moral und argen Manieren, und bringst Deine Erholungsstunden im „Malkasten" zu, in einem Institut, das ich mir nicht ohne den Geruch von Oel, Firniß und Terpentin, nicht ohne sauern Wein, schweres Bier und beizenden Tabak zu denken vermag.

Wenn ein Gymnasialjüngling, der soeben dem Abiturienten-Examen entronnen ist, jubelnd seine Schulbücher und Hefte in die Ecke schleudert und seinen romantischen Gefühlen in wundersamer, unberechenbarer Weise Raum giebt: so wird sich Niemand darüber wundern. Haben doch die Großmeister der Poesie derartige Ausschreitungen strebsamer, jugendlicher Schwärmer, und deren Genossenschaft mit allerlei

Kunstvolk, wie vagabondirende Komödianten und Musikanten, in gar anziehender Art dargestellt. Anders aber erscheint es der Welt allerdings, wenn ein Mann von 27 Jahren, welcher bereits Rechtskunde und Verwaltungswesen, Forst- und Landwirthschaft, sowie die diplomatischen Wissenschaften studirt und sich den Doktorhut erworben hat, der die Länder Europa's durchreiste und an den Höfen der großen Souveraine vorgestellt wurde, der jung, gesund und reich ist, Majoratsherr vom ältesten Adel und großem Grundbesitz, wenn der Graf Hermann Balk in derartige Wunderlichkeiten verfällt und durchaus nicht in den regelmäßigen Lebensweg einzulenken vermag, sondern immer wieder die seltsamsten Abstecher macht und Kreuz- und Querwege aufsucht, die schließlich zu keinem guten Ende führen.

Aber ich will nicht ungerecht sein! Gern will ich Dir zugestehen, daß bis jetzt Deine Absonderlichkeiten niemals einen Flecken auf Deinen Charakter warfen, wiewohl ich auch nicht erlebt habe, daß sie für Dich von irgend einem Vortheil gewesen wären.

Mein Herz, voll der zärtlichsten Liebe zu Dir, zieht sich schmerzlich zusammen, wenn ich der Ursachen, der so kleinen und nichtigen Ursachen gedenke, welche diese Seltsamkeiten hervorrufen. Nun und nimmer begreife ich es, daß ein Mann von Deiner Geistesklarheit, von der Großartigkeit und Energie Deines

Charakters, über diese Geringfügigkeiten nicht hinwegzukommen vermag.

Weil Deine Arme und Beine einige Zoll länger sind, als die Herren Anatomen und Künstler die Proportionen für den normalen Menschenkörper festgestellt haben; weil Deine linke Schulter fast um einen Zoll höher steht als die rechte: darum nennst Du großer, gesunder und riesenstarker Mann Dich einen verwachsenen Krüppel. Als wenn Dein edles Gesicht, mit den schönen, treuen Augen, mit dem graziösen Munde und der Denkerstirn, als wenn Dein prachtvolles Lockenhaar und Deine klangvolle Stimme nicht jene geringen Mißbildungen tausendfach überwögen! Weil einige lustige Weiber, so lange sie Dich nicht als den Grafen Balk kannten, Dich, den einsylbigen, reservirten Mann links liegen ließen und leichtlebige, flotte, renommirende Gesellen lieber sahen; weil ein Dutzend sorgenvoller Mütter und ein Schock heirathslustiger Töchter auf den jungen Majoratsherrn in belästigender Art Jagd machten: deshalb mißtraust Du Dir und den Weibern und quirlst mißvergnügt und ruhelos in der Welt herum, statt Dir eine frische, schöne und brave Frau zu nehmen, Dich Deinem Range und Reichthume gemäß zu etabliren und vergnügt die Stellung in der Welt einzunehmen, welche Dir gebührt und die Dir Jedermann von Herzen gönnt.

Jetzt genug von diesem Dir so widerwärtigen Thema, über welches ich schon so oft, so lange und so vergeblich predige.

So hoffnungslos bin ich geworden, daß ich mich jetzt schon freue, wenn ich mein abenteuerndes Brüderchen aus der Dunkelheit, in welche er so gern verschwindet, von Zeit zu Zeit einmal auftauchen sehe, ohne daß sein braunes Gelock der Tonsur verfallen, ohne daß seine lieben, klaren Augen aus der Tiefe einer Mönchskapuze hervorleuchten, und ohne daß er, als menschenscheuer Einsiedler, mich mit einem: „memento mori!“ begrüßt.

Schmalbackig und elend sollst Du aussehn, sagte Emmy Hohenems, die Dich entdeckt hat. Gewiß ganz so wie vor zwei Jahren, als Du Dich Monate lang in die Kölner Archive eingeschlossen hattest, um die „Schreines-Urkunden“ (so hießen doch wohl die alten Scharteken, auf welche der Friedensrichter Fahne so versessen war) zu Nutzen unserer Familiengeschichte zu studiren. Du gingst darauf nach Schottland und Norwegen und jagtest Moorhühner und Schneehühner, Hirsche und wilde Rennthiere, und kamst gesund und kräftig heim. Mache es wieder so, mein Hermann. Wirf Pinsel und Palette von Dir und greife zur Flinte und Waidtasche; ziehe abermals in die Berge und Wälder, und dann komme mit braunen Wangen und klaren Augen zu Deinem Schwesterlein.

Feierlich verspreche ich, wenn Du es verlangst, Dir Alles fern zu halten, was einer Dame ähnlich sieht, und jede Idee, Dich zu verkuppeln, aus meinem Kopf zu verbannen. Mein braver Schall soll dagegen Menschen und Pferde für Dich auswählen, welche toll und naturwüchsig genug sind, um Dir unsere residenzliche Zahmheit erträglich zu machen.

Nun genug des Scherzes! In Wahrheit, geliebter Bruder, ich empfinde es bitter und es quält mich ohne Unterlaß, daß Du mir gegenüber Dich so fern hältst. Wodurch habe ich es verschuldet? Hältst Du mich für ein plauderſüchtiges Weib, das in Jedermanns, mindestens aber in ihres Mannes Ohren nothwendig ablagern muß, was man ihr anvertraut? Sei versichert, ich kann schweigen, wie ein Mann!

Wie ein Mann?

Als wenn die Männer schweigen könnten! Als ob die Dinge, welche ihre Seele erfüllen und ihre Leidenschaften aufwühlen, sich ihnen nicht ebenso über die Lippen drängten, wie bei uns! Solltest Du nicht bisweilen das Bedürfniß, Dich mitzutheilen, empfinden? Dein Vertrauen würde mich hoch beglücken und ich werde es durch Theilnahme und Verschwiegenheit zu belohnen wissen. Bedenke, mein theurer Hermann, daß wir Waisen sind und keine anderen Geschwister haben. Und sollten wir einander nicht nahe stehen?

Versuche es einmal mit mir und gönne der Schwester, was der Schwester gebührt.

Mein braver Schall und meine Kleinen grüßen Dich herzlich. In Erwartung, daß Du mir für die Zukunft ein vertrauensvoller Bruder sein und ein Herz voller Liebe nicht zurückweisen wirst, verbleibe ich

Deine treue Schwester

Adelgunde.

Graf Hermann Balk an seine Schwester Adelgunde Schall v. Bell.

Düsseldorf, 8. März 1830.

Mein theures Schwesterchen!

Die kleinen, schwarzen Rattenaugen der Baronin Emmy v. Hohenems müssen von besonderer Schärfe sein, daß die junge Dame, trotz Vermummung und Verkappung, trotz Carbonari und Calabreser, trotz fliegenden Locken und rauschendem Barte, mich erkannt hat. Sie sind nicht schön, diese glitzernden Aeuglein, aber sie müssen gut sein. Jedenfalls stimmen sie durchaus zu der neugierigen, queckſilbernen Baroneſſe mit der beweglichen Zunge und der unermüdlichen Feder. Welch' prächtigen Stoff habe ich nicht der alten Jungfer für ihre Kaffee's und für ihre Korrespondenz geliefert! Wohl noch nie hat ein Astronom die Erforschung eines neuen Planeten, nie ein Botaniker die

Entdeckung einer bisher unbekannten Pflanze mit mehr Eifer zur Kenntniß der staunenden Welt gebracht, als Fräulein Emmy meine wunderbare und ergötzliche Auffindung im Malkasten. Die kleine Spürnase hatte so hell Laut gegeben, daß die ganze Vetterschaft schon am Tage darauf auf meiner Fährte jagte und mich, den nichts Böses Ahnenden, aus seinem gemüthlichen Künstlerlager lancirte. Von Stund an ging die freiherrliche und gräfliche Meute, lustig Hals gebend, scharf auf der Fährte des jagdbaren Sechszehnenders; bald jagten sie ihn sichtig und stellten ihn. Er wehrte die Kopfhunde mit gesenktem Geweihe und scharfschnellender Schale ab, dann aber machte er von der irregulären Länge seiner Läufe bestens Gebrauch und schlug sich seitwärts in die Büsche.

Wie gern hätte ich mich noch für einige Zeit dem reizenden Kunstbummel ergeben, der für mich in Bezug auf Kunst, wie auf Menschenkenntniß gleich belehrend war. Die Freiheit, welche ich durch Belassung meines Vermögens in den Händen einer trefflichen Vormundschaft und durch Bewahrung des Junggesellenstandes mir erhalten habe, ist für mich keineswegs ohne Nutzen gewesen, wie Du, mein liebes Schwesterchen, zu glauben scheinst. Ich habe mancherlei Erfahrungen gesammelt, welche ich bei früher Gebundenheit an die Frau und an die Scholle wohl

schwerlich gemacht hätte. Auch das Herabsteigen aus meiner Gräflichkeit und das Simuliren einer schwindsüchtigen Börse hat mein Auge für die Beurtheilung der Verhältnisse wesentlich geregelt. Die Welt erscheint uns aus der Frosch-Perspektive ganz anders, als aus der Kavalier-Perspektive, und es lohnt sich wirklich, sie aus beiden mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Ich glaube, daß man nur auf diesem Wege eine richtige, frontale Weltanschauung gewinnt. In Betreff der Kunst, für welche ich mich so lebhaft interessire und welche ich schon als Besitzer einer nicht unbedeutenden Galerie in's Auge zu fassen veranlaßt bin, wäre der, Bestellungen ertheilende Graf Balk, wohl schwerlich so gut unterrichtet worden, wie der Akademiker Hermann, über dessen Unwissenheit in Sachen der Kunst und mangelnden Geschicklichkeit Niemand ein Blatt vor den Mund nahm, nicht die Mitschüler noch die Meister, weder der hohe Adel noch das geehrte Publikum, am wenigsten aber die Herren Kunsthändler.

Als Akademiker Hermann habe ich sehr bald erfahren, wie gering meine Ausbildung in der Kunst war. Während man den Grafen Balk für sein halbweg korrektes Zeichnen, für seine Fertigkeit im Malen eines Wappens, im Hinwerfen einer zierlichen Arabeske und im Skizziren einer romantischen Landschaft als ein großes Talent pries, sagte man dem

angehenden Maler, daß er nahezu nichts ordentlich könne und so gut wie von vorn beginnen müsse. Wie viel ich mir auf meine Kunstkennerschaft auch einbilden mochte, wie sehr ich mein Auge und meinen Geschmack durch das Studium meiner eignen Sammlung und durch die Besichtigung der berühmtesten Galerien Europa's ausgebildet glaubte, so wurde ich jetzt gewahr, daß ich weder von Farbengebung noch Pinselführung, weder von Gruppirung noch Komposition etwas verstand, und meine Fähigkeit, Gemälde zu beurtheilen, ebenso gering war, wie meine Kenntniß der Kunstgeschichte. Ich habe auch Unterricht in der Konservation und Restauration von Gemälden genommen und bin dadurch vor großem Schaden bewahrt worden, da ich jetzt erst sah, wie sehr viele Gemälde unserer Galerie arg vernachläßigt waren und schnell ihrem Ruin entgegen gingen, wovon ich keine Ahnung hatte. Spiritus, Terpentin, Firnisse und Lacke, welche eine so häßliche Atmosphäre erzeugen, sind bei der Restauration unentbehrlich. Wie gerne würdet Ihr Dämchen sie ertragen, könntet auch Ihr Eure Schönheit durch sie erhalten, oder die Jugendfrische herstellen.

Mit Damen habe ich während meiner Malerzeit nichts zu schaffen gehabt, denn Modelle, so schön sie auch immer sein mögen, wirst Du nicht für Damen gelten lassen. Auch dieses zeitweilige Entbehren des

Umgangs mit Damen aus der Gesellschaft ist mir nützlich gewesen. Das Gehabe, Gethue und Geziere um Nichts; das Aufgehen in Kleider, Bänder, Locken, Blumen und Schleifen; das Wichtigthun mit Halbverstandenem in den Wissenschaften und Renommiren mit dem Unreifen und Unsichern in der Kunst; das Werthlegen auf elende Geringfügigkeiten, welche die Mode heute so und morgen anders bestimmt; das anmaßende Absprechen über Dinge, welche ganz außer ihrer Sphäre liegen und ihr Bestehen auf Ansichten, welche nicht durch Lebenserfahrung erworben wurden, sondern Phantasiebilder sind, deren Ursprung sich auf Romanlektüre und Poetenschwärmerei zurückführen läßt; dieses stete Rechnen mit eingebildeten Faktoren, diese Unnatur und Selbstüberhebung unserer Dämchen hatte mich vor Zeiten dermaßen mit Widerwillen und Ungeduld erfüllt, daß ich mich nicht enthalten konnte, da, wo solche Seiten schroff zu Tage treten, meinen Mißmuth zu äußern, selbst solchen Damen gegenüber, bei denen weder Bekanntschaft, noch Verwandtschaft eine derartige Korrektur verzeihlich erscheinen ließ. Natürlich wurde diese Unart selbst dem unverheiratheten Majoratsherrn, dem reichen Grafen Balk, nicht durchgelassen und mit Recht um so unverzeihlicher gefunden, als er selbst noch in den Wanderjahren war. Darin aber thaten mir die Dämchen großes Unrecht, daß sie mich als Weiberfeind verschrieen.

Diese Gereiztheit habe ich völlig abgelegt. Jetzt können meine nächsten Bekanntinnen und Verwandtinnen, meine Muhmen und Basen, konversiren, kokettiren, komplimentiren, medisiren, intriguiren und disputiren nach Herzenslust, ohne daß ich jene prickelnde Ungeduld empfinde, die mich früher, selbst fernerstehenden Damen gegenüber, unwiderstehlich zum Protest und Widerstand trieb. Jetzt werden sie mich höchstens langweilen und machen, daß mich in ihren glänzenden, parfümirten Salons eine tiefe Sehnsucht nach dem Malkasten überfällt.

Wenn ich auch keineswegs geneigt bin, in der Welt umherzureisen, an den Höfen zu forschen, in den Adelskreisen zu suchen und in den Bädern zu spähen, ob ich ein Mädchen finde, welches mir würdig erscheint, der Frau v. Schall als ihre künftige Schwägerin vorgestellt zu werden: so verspreche ich Dir dagegen feierlich, keine Mühe zu sparen, die Hand einer solchen Dame zu erringen, wenn der gütige Himmel sie meinen Lebenspfad kreuzen läßt.

Auch Dein zweiter Wunsch, mich im Geschmeid der Jagd durch die Wälder ziehen zu sehen, soll unter der Bedingung erfüllt werden, daß ich neben dem Schießzeug mein Malzeug führen darf. Gar weit soll der Jagdzug indeß für dieses Mal nicht gehen. Vetter Wilbring von den Ulanen erzählte mir so prächtig von der Auerhahnbalz in unserm

westfälischen Sauerlande und schilderte mir eine ihm verwandte Familie v. Scharpenley, welche dort auf einer einsamen Burg haust, als so brav und originell, daß ich den Versuch machen werde, mich bei derselben auf einige Wochen einzuquartieren, um den Auerhahn zu jagen und die wilde Romantik der zerklüfteten Berglandschaft zu studiren.

Um die gute Dreizahl zu erfüllen, will ich Dir auch den dritten Wunsch gewähren. Ich verpflichte mich feierlichst, Dich von meinen Erlebnissen der Jagdsaison genau in Kenntniß zu setzen und auch darüber hinaus eine fortlaufende Korrespondenz mit meinem einzigen Schwesterlein zu führen.

Dein Herr und Gebieter mag für den Monat Mai immerhin etwas von tollen Kameraden und lustigen Pferden für mich in Bereitschaft halten; ich werde deren bei meiner Verwilderung bedürfen. Denke Dir die Vorstudien in der Verwilderung bei jenem Künstlervolk „von geringer Gesittung und schwankender Moral," und dann die bevorstehenden Lektionen in den wüsten Felsgebirgen des Sauerlandes bei wilden Jägern und rohen Waidgesellen! Werden sie nicht zu völliger Annahme des Urzustandes führen? Mein Gott, welche Mühe wirst Du haben, Deinen Bruder wieder in eine Façon zu bringen, welche ihn einigermaßen den feinen und taktvollen Herren vom „Rrment" und denen vom „anderen

Rrment" und vollends den zarten, hochgebildeten potsdämlichen Damen vorstellbar macht. Mit den biedern Ulanen, deren erste, weiße Eskadron ja aus lieben Landsleuten von der rothen Erde besteht, welcher Menschenschlag von zu kernigem Material ist, um die hochfeine Politur, die spiegelblanke, anzunehmen; mit den lustigen „Schnürenreitern," welche dem schäumenden Sekt huldigen, während jene „Stengelreiter" der rheinischen Traube den Vorzug geben, und nicht minder endlich mit den waidgerechten Grünen, welche nicht viel nach dem Herkommen des Tropfbarflüssigen fragen und jeden guten Stoff, der naß und stark ist, willkommen heißen, ausgenommen die schweizer Weine, welche sie ihren Konkurrenten aus Neufchâtel mit Freuden überlassen: mit allen diesen Kriegsvölkern vor den Thoren, mit der ganzen jungen Garde werde ich beim Becherklang, bei donnerndem Hufschlag und Büchsenknall schon fertig werden.

Vor meiner Abreise von hier packe ich für Dich eine Portion Skizzen und Aquarellen zusammen, mit denen Du Deine kunstsinnigen Freundinnen etwas ankirren magst, damit sie sich nicht sofort beim ersten Anblick in meine übermäßig langen Extremitäten verbeißen und sich nicht an meinen linkseitigen Verdruß stoßen. Du würdest Dich als gute Diplomatin zeigen, wenn Du sie im Voraus auf diese Abnormitäten in etwas vorbereitetest, jedoch mit dem

Bemerken, daß diese keineswegs in der Familie Balk erblich sind.

Dem biederen Schwager und Deinen Kleinen herzliche Grüße von

Deinem treuen Bruder

Hermann.

Graf Hermann Balk an seine Schwester Frau v. Schall.

Düsseldorf, 8. März 1830.

Liebe Schwester!

Beikommend erhältst Du das Packet mit Skizzen und Aquarellen für Dein Album, behufs Ankirrung kunstliebender Damen. Morgen geht es in die Berge, denn hier ist meine Position völlig unhaltbar geworden. Während meine adelige Vetterschaft es mir bitter übel genommen hat, daß ich den ganzen Winter über kunstkneipend ihre Gesellschaft vermied; während ich namentlich von Seiten der Damen jede Art des Tadels dulden muß, von der stillen Verachtung bis zum öffentlichen Ankrakehlen, von dem strafenden Blick aus thränenfeuchtem Auge bis zur Miene des Abscheues und der sittlichen Empörung: glaubt die Mehrzahl meiner pinselführenden Genossen, zu denen die Kunde meiner Gräflichkeit nunmehr auch schon gedrungen ist, daß ich den Konflikt zwischen Liebe zur Kunst und Adelsstolz durch mein strenges

Inkognito habe lösen wollen, und ich es mit meiner Grafenwürde unvereinbar gefunden habe, unter dem eigenen Namen professionsmäßig zu malen und kameradschaftlich mit ihnen zu verkehren.

Als ich gestern bei Wilbring war, um meinen Empfehlungsbrief in Empfang zu nehmen und mich bei seiner prächtigen Frau zu empfehlen, welche rund und rosig, stets bei bestem Appetit und trefflichster Laune ist, machte mir der lange, rothnasige Gesell nähere Mittheilungen über die Familie v. Scharpenley. Danach ist es mir noch recht zweifelhaft geworden, ob ich bei ihr Aufnahme finden werde und ob ich ihre Gastfreundschaft auf längere Zeit werde in Anspruch nehmen dürfen. Ich wiederhole Dir des Rittmeisters Erzählung und bin neugierig, wie Du über die ungewöhnliche Art sich einzuquartieren, denkst, die mir, ehrlich gestanden, schwer genug ankömmt.

„Die Scharpenley's gehören," so erzählte mir Wilbring, „dem westfälischen Uradel an und haben immer ebenbürtig geheirathet. Sie werden aber in der Geschichte und Genealogie selten genannt, da sie wohl wenig besessen haben mögen und die Familie stets wenig zahlreich geblieben ist. Erst im dreißigjährigen Kriege ist ein Scharpenley, Gott weiß wie? zu Vermögen gekommen. Die Familie hat davon in Soest bis auf die neueste Zeit hin in gutem Ansehn gelebt. In den letzten Kriegsläuften ist sie indeß so

herabgekommen, daß sie Hof und Liegenschaften in Soest hat verkaufen müssen und mit leeren Händen zur alten, wüsten Burg zurückgekehrt ist. Der Vater, welcher schon Wittwer war, ist dort bald gestorben und hat seine Zwillingssöhne und eine Tochter unter dem Schutz einer Schwägerin, Fanny v. Alst, in großer Dürftigkeit zurückgelassen. Ein Freund des Verstorbenen, ein alter holländischer Kapitän, hat die Stelle eines Hauslehrers angenommen und, trotz der Mißgunst der Verhältnisse, für die Erziehung der Brüder, die jetzt an dreißig Jahre alt sind, trefflich gesorgt. Der älteste hat Oekonomie und Forstwissenschaft erlernt, wovon er vor der Hand wenig Anwendung machen kann, da nur der Burgberg in seiner Verwaltung ist. Der jüngere Bruder ist ein halber Geistlicher. Er hat, wie dieses auch meist bei den Domherrn der Fall ist, nur die kleinen Weihen empfangen und damit eine Vikariatsstelle erlangt, welche ihm ein paar hundert Thaler einbringt.

„Es würde um das Leben auf Scharpenley noch viel trübseliger aussehn und wohl selten ein Braten auf den Familientisch kommen, wenn die Jagd nicht wäre. Diese aber ist trefflich und wird von den beiden Brüdern mit Hülfe eines alten Försters, welcher zugleich des Vikars Küster ist, vortrefflich betrieben. „Denke Dir," sagte Wilbring begeistert, „eine Koppeljagd, so weit der Himmel blau ist, einen wahren

Segen an Birk-, Hasel- und Auerhühnern, an Füchsen, Dachsen und Rehen, selbst Sauen und Hirsche, an denen es auch im Sauerland schon zu mangeln beginnt, kommen in den dortigen Revieren noch häufig vor. Die Meute von Steinbracken ist nicht groß, aber vortrefflich, auch fehlt es nicht an scharfen Dachshunden und gut dressirten Schweiß- und Vorstehhunden. Die Jäger aber treiben das edle Waidwerk mit Verständniß und Passion. In Zähigkeit und Ausdauer suchen sie ihres Gleichen, und firmere Schützen giebt es auf der rothen Erde nicht.

„Die Scharpenley'er Jagd ist weit und breit berühmt. Bedarf Jemand zum Festmahl eines seltenen Bratens, so wendet er sich an den Herrn v. Scharpenley. Natürlich sehnten sich viele passionirte Jäger, an den dortigen Jagden Theil zu nehmen, und das brachte manchen Besuch in das Haus. Die braven Scharpenley's machen aus ihrer Armuth kein Hehl und schämen sich ihrer nicht. Sie tragen in Folge dessen auch nicht das leiseste Bedenken, von dem uneingeladenen Besuch, insofern er aus Bekannten und Verwandten besteht, ein Kostgeld, lieber aber Subsidien an Lebensmitteln, anzunehmen. Natürlich müssen diese die Höhe der Selbstkosten nicht überschreiten und dürfen die Idee von Verdienst und Wohlthaten nicht aufkommen lassen."

Ich fragte den Vetter Wilbring, ob diese Leute

den ihnen völlig fremden Maler Hermann, der nicht einmal ihr Standesgenosse sei, auch wohl bereitwillig aufnehmen würden.

„Zu diesem Zweck," sagte Wilbring, indem er mit vielem Selbstgefühl den langen Schnurrbart durch die Finger laufen ließ, „habe ich diesen feinen Lesebrief geschrieben. Mein Verhältniß zu den Scharpenley's ist, auf Verwandtschaft und alte Freundschaft begründet, ein so inniges, daß meine Empfehlung, zumal bei der diplomatischen Wendung, welche ich dem Finanzpunkt gegeben habe, vollkommen ausreichen wird, Dir die Gastfreundschaft auf der alten Burg für so lange zu sichern, als es Dir Freude machen wird, dort zu malen und zu jagen."

Damit überreichte mir der lange Kurt seine Stylübung. Ich erschrak förmlich über die Ungeheuerlichkeit seiner Schriftzüge, welche, unglaublich groß, massiv und ungelenk, davon zeugten, daß er den Gänsekiel gewiß seltener schwingt, als das Glas. Ich gebe Dir Abschrift des Briefes:

Der Rittmeister Kurt v. Wilbring an den Freiherrn Gert von und zu Scharpenley auf Scharpenley.

Düsseldorf, 6. März 1830.

Mein lieber Vetter Gert!

Der Ueberbringer ist mein sehr lieber Freund. Er heißt Hermann, ist braver Leute Kind und hat mehr Geld, als wir beide zusammengenommen.

(„Das wäre nicht eben viel!“ höre ich den alten Kapitän von seiner Kaminecke her brummen.) Schade, daß dieser prächtige Junge — ich meine Hermann und nicht etwa den knurrigen Kapitän — in das Laster des Oelmalens verfallen ist. Den ganzen Winter über ist er auf den akademischen Bänken unserer guten Stadt herumgesessen, hat studirt, simulirt, meditirt, componirt und skizzirt und viele Ellen Leinwand mit Farben bepinselt und verschmiert, so daß er darüber mager und elend geworden ist. Die Ständer, deren er von absonderlicher Länge besitzt, sind ihm durch das enge Zusammenlegen beim ewigen Sitzen vor der Staffelei ganz verklammt und versteift.

Zum Glück hat der brave Junge noch ein zweites Laster, das dem erstern als Gegengift dient und dessen nachtheilige Folgen einigermaßen corrigirt. Er fröhnt dem Waidwerk trotz Gert Scharpenley und des unseligen Freiherrn v. Hakelberg, trotz Vikar und Küster, nur Tod und Teufel jagen sicherer. Durch ganz Europa hat der Hermann seinen Pinsel geführt und seine Büchse knallen lassen. Kein Land, dessen Menschenkinder, Berge und Wälder, Städte und Schlösser nicht in seinen Skizzenbüchern abgemalt sind. Dabei hat er in den Pyrenäen Bären, in den Ardennen und in Polen Wölfe, im Harz Luchse, in Tyrol Gemsen, in Rußland Auerochsen, in Litthauen Elenne und in Norwegen wilde Renthiere geschossen.

Wiewohl er in Schottland, im Riesengebirge und am Harz bereits Auerwild erlegte, so möchte er doch einmal im Heimathlande den „König der Wälder" anspringen, und in Euren Bergen die Winterstaupe abschütteln und die verklammten Beine wieder gelenkig machen. Er hat von Euren Jagden, von Eurem waidgerechten Betrieb derselben, sodann von der wilden Romantik Eurer Gegend so viel gehört, daß es sein Herzenswunsch ist, sich einige Zeit bei Euch aufhalten zu dürfen.

Wenn er im Wahnerwald ein halb Dutzend Auerhähne angesprungen hat, werden sich seine Gelenke lösen. Das Geläut Eurer Steinbracken, wenn sie den Fuchs am „schwarzen Ley," oder den Rehbock im Mönichswald jagen, wird ihm die Hirngespinnste vertreiben, wie Klosterglocken die Wetterwolken. Hört er den Vikar „Gute Jagd" blasen, dann wird es ihm wieder frei und frisch um's Herz werden. Erbarmt Euch des armen, versessenen Menschenkindes und thut ein gutes Werk an ihm. Er wird ein bequemer Gast und trefflicher Jagdkumpan sein. Nicht wie Vetter Bramheide, der des Morgens nicht aus dem Bette konnte und dessen kammerherrliche Beine schon ermüdet waren, ehe die Hunde gelöst wurden; nicht wie Ohm Halem, der dicke Holländer, der einen so schrecklichen Konsum an Hirschtalg hatte, um seine zarte, ewig wunde Epidermis zu restauriren; nicht

wie der blinde Last, der trotz der Brille die kleine Belline für einen Fuchs ansah und mit Schroten bediente; nicht wie mein guter Major Beltrap, der in seiner Zerstreutheit stets den Rehbock verpaßte und auf der Auerhahnjagd niemals „das Klippen" des Vogels vom „Schleifen" unterscheiden konnte und so stets zur unrechten Zeit ansprang. Hermann ist zähe wie Sohlleder, paßt auf wie ein Hechselmacher, und führt eine Flinte, wie mein Freund und Vetter Gert Scharpenley.

Aber Eins wollte ich Dir und der Kousine Fanny noch bemerkbar machen. Maler und Jäger, das ist weltbekannt, haben nach den Musikanten den meisten Durst, nur nicht auf Wasser, das lieben diese Künstler nur für den äußern Gebrauch. Bei Hermann bewährt sich dieser Professionsfluch natürlich um so mehr, als er zweien der durstigen Genossenschaften zugleich angehört. So hat denn das arme Menschenkind stets eine trockene Gurgel und unausgesetzt das Bedürfniß, sie anzunetzen. Der grundgütige Himmel, welcher Alles in Harmonie erhält, und da, wo eine Schwäche hervortritt, sie durch eine Stärke andererseits corrigirt, hat dem Freunde Hermann einen so harten Kopf gegeben, daß sein Hirn nicht gewahrt, was dem Magen gegeben wird. Noch niemals hat er durch einen festen Trunk sich oder seine Trinkkumpane in Verlegenheit gebracht. In Anbetracht,

daß Eure Gegend nicht eben durch Weinproduktion berühmt ist, habe ich den Postmeister und Posthalter zu Meschede, meinen sehr lieben Freund und privilegirten Grobian, beordert, daß, für die Zeit, in welcher jene stets durstige Maler- und Waidmannsgurgel auf Eurer Burg weilt, er Euch alle Wochen ein Aenkerlein guten rheinischen Weins in das Haus liefert. Damit aber das Eselein, welches den Labetrunk durch die bucklige Gegend zu Euch schleppt, nicht schief trägt, und damit ich, der alte Kavallerist, mein Gewissen nicht mit einem schändlichen Widerristdruck belaste, den das Langohr sich unfehlbar, in Folge ungleichmäßiger Beladung seiner Tragkörbe, zuziehen würde: so habe ich obbesagtem Postvieh befohlen, den leeren Tragkorb auf der andern Seite des Grauthiers so lange mit Wurst, Schinken, Speck, Semmeln, Butter, Nieheimer Käschen und anderm Frühstücksstoffe zu füllen, bis er dem Korbe mit dem Aenkerchen das Gleichgewicht hält.

Diesen Befehl habe ich dem postalischen Grobian zukommen lassen und bin gewiß, daß derselbe ihn gewissenhaft erfüllen wird.

Wenn bei Euren Jagdzügen mit meinem Freunde Hermann der Vikar das erste Hallali geblasen und der Küster die Hunde gekoppelt hat; wenn der „Rüenjunge" mit dem „Muckebold" an der Hand in großer Eile dahertrabend, angelangt und das Früh-

stück ausgepackt ist; wenn Ihr sodann im Kreise gelagert, den erlegten Rehbock „betrinkt;" wenn die grünen Flaschen lustig kreisen und der Imbiß aus freier Hand Euch so trefflich mundet: dann, Freunde, gedenkt in Beileid und Liebe des armen Vetters Kurt, dessen rothes Riechorgan, während er mit trocknem Maule auf staubigem Reitplatz seines Kriegsherrn Roßmühle treibt, vor Nüchternheit die hinsterbende Bläue des Nasenbehanges eines todtmatten Puters angenommen hat.

Grüße Tante Fanny, der ich in schuldigem Respekt die Hand küsse und deren Gewogenheit ich meinen langen Freund besonders empfehle; grüße den hochwürdigen Vetter Vikar und seinen Küster. Meinethalben magst Du auch den Kapitän grüßen, indeß lediglich als fremdherrlichen Kameraden. Er ist das verbissenste Pergamentgesicht, lasse ich ihm sagen, das jemals mit angeschöpfter Leber aus dem Lande, wo der Pfeffer wächst, nach Europa heimkehrte, eine eingefrorne Seele in einem frostklappernden Skelett. Weder Freundlichkeit, noch Freundschaft; nicht Rum, noch Wein; weder Sonnenschein, noch Ofenhitze vermögen den Frostmichel auch nur oberflächlich aufzuthauen. Hole der Teufel den eigensinnigen Kerl, vielleicht wird er nach tausendjähriger Höllenglut einmal eine vorübergehende Wärme gewahren.

Wegen finanziellen Aufwandes in Bezug auf den

Proviantesel lasse Dir keine grauen Haare wachsen. Ich habe Verpflichtungen gegen Hermann, der mir mancherlei Pinselungen unentgeltlich geleistet hat, und werde sie auf diese Art passend los.

In bekannter Liebe und unter Bestellung herzlicher Grüße Seitens meiner kleinen runden Frau

Dein treuer Vetter

Kurt v. Wilbring.

Meine Bündel sind geschnürt; leider sind es recht viele Bündel. Wie klein mein Kleiderränzel auch ist, so machen sich Flinte und Büchse nebst Jagdsack, Mappe, Malkasten und Feldstuhl und dazu der Riesenpilz des Schirms gewaltig breit und sperrig. Mit meinem langen Haar und dem Vollbart, im schwarzen Sämmtling und breitem Umschlagkragen, mit dem lose geknüpften Halstuche und breitkrämpigen Filzhut sehe ich oben malerisch genug aus, während der untere Mensch mit grauen Pantalons, in hohen, grauen Gamaschen mit Hornknöpfen und in dicken Bergschuhen mehr jägermäßig angethan ist.

Für die Folge werde ich meine Mittheilungen wohl nicht immer in einzelne Briefe zerreißen, sondern, wenn ich auch täglich meinen Faden weiter zu spinnen gedenke, dennoch mein Garn erst dann Dir zusenden, wenn es zu dickeren Strähnen angewachsen ist, und

je nachdem Zeit, Stoff und Laune das Gespinnst fördert und Gelegenheit zur Absendung sich bietet.

Herzliche Grüße Deinem Gatten, der den Augen seines Kriegsherrn so nahe, die Roßmühle Sr. Majestät wohl nicht mit minderm Eifer treiben wird, als Vetter Kurt in der fernen Rheinstadt. Gewiß wird das Getreibe, dort wie hier, nicht ohne weithin schallendes Getöse abgehen. Knallen doch die Fuhrleute so gern und „Klappern gehört zum Handwerk," behaupten alle Faßbinder — und das ist eine absonderlich ehrenwerthe und wahrheitsliebende Profession. „In vino veritas — Viel Wahrheit imb Weinfaß!" heißt ihr Wahlspruch auf der Gildenfahne. Dein Söhnlein hat gewiß auch schon eine tüchtige Peitsche, mit der er knallend das Rasseln der Ponyequipage accompagnirt, und Deine kleine Adelinde wird eines Handspiegeleins hoffentlich nicht entbehren. Muß man doch die lieben Kleinen rechtzeitig an das Handwerkszeug gewöhnen!

Adieu, liebes Schwesterlein, schreibe bald, nach Scharpenley bei Meschede, an Deinen treuen Bruder

Hermann.

Graf Hermann Balk an seine Schwester Frau v. Schall.

Posthaus zu Meschede, 9. März 1830.

Mein theures Schwesterchen!

Als ich heute Morgen auf dem Posthof zu Düsseldorf im Begriff stand, meinen Wagen zu besteigen, kam Wilbring geritten, um mir Adieu zu sagen und mir ein unversiegeltes Billet an den Postmeister zu Meschede mitzugeben.

„Stecke diesen Zettel," sagte er, „dem groben Kerl gleich bei Deiner Ankunft in das Maul, damit er Dich nicht beißt."

Als ich heute Nachmittag gegen 5 Uhr hier etwas ausgehungert und sehr gelangweilt ankam, hatte ich den Zettel ganz vergessen.

In der Thür des stattlichen, mit Schiefer bekleideten Post- und Gasthauses gewahrte ich, dem Naglerschen gelben Marterkasten entsteigend, einen Mann von ungewöhnlich ausgiebigen Längen- und Breitendimensionen, auf dessen höchst dauerhaft rothbraun gefärbtem Gesichte mit groben, unfertigen Zügen, sich üble Laune und Selbstgefühl um den Vorrang stritten. Er war in weite, hängende Gewänder von grauem, dickem Stoffe gekleidet, trug sehr bunte, gestickte Pantoffeln an den gewaltig großen Füßen und eine steife postalische Dienstmütze mit unsauberm Orange-Streifen

auf dem grauen Struppkopfe. Nachdem dieser Mann die Passagiere, ohne ihren Gruß zu erwiedern, oder ihnen sonst irgend welche Beachtung zu schenken, an sich hatte vorübergehen lassen und vom Schirrmeister Passagier- und Frachtverzeichnisse empfangen hatte, wendete er sich an den Wagenmeister, welcher die wenigen für Meschede bestimmten Postgüter ablud, und rief demselben mit einer polternden Stimme auf Plattdeutsch zu:

„Wilm! Sie sind noch immer nicht alle! Acht Stück hat der eine unverschämte Passagierlümmel allein aufgegeben! Lauter Plunder, der zusammen nicht einmal so viel wiegt, wie ein einziger rechtschaffener Koffer!"

Ich war stehen geblieben, um mein Gepäck gleich in Empfang zu nehmen, die Grobheit trieb mich indeß in das Haus. Dort sagte ich einem bäurisch gekleideten Dienstmädchen, daß ich im Hause nächtigen werde und wies sie, unter Einhändigung meines Gepäckscheines, an, meine Sachen auf mein Zimmer zu befördern.

Nachdem die bisherigen Gefährten in die gelbe Arche zurückgekehrt waren und die mit sechs Pferden bespannte Riesenkutsche ihre Reise wiederum angetreten hatte, ließ ich mir einen Schoppen verabreichen, zündete mir eine Pfeife an und nahm meine Reiselektüre vor. Ich war damit noch nicht weit gekommen, als

der schwere Mann mit der Postdienstmütze, welche er auch in der Stube nicht abnahm, einen schlechten Tabak aus langer Pfeife eifrig rauchend, erschien und sich, mir den Rücken zukehrend, an das Fenster stellte. Ich zweifelte keinen Moment, daß es der grobe Postmeister war, von dem mir Wilbring erzählt hatte.

„Was würde ich wohl zu essen bekommen können, Herr Wirth?" fragte ich unbefangen. Ich war hungrig, da ich nicht zu Mittag gespeist hatte.

Der Mann mit der Postdienstmütze drehte sich um, stützte die beiden mahagonyfarbenen Riesenfäuste auf den Tisch, streckte mir den Oberleib weit über denselben entgegen und, eine volle Ladung des süßlich riechenden Tabaksdampfes mir in das Gesicht blasend, sagte er mit finsterer Miene und knurrender Stimme:

„Wenn es Ihnen sonst egal ist, Herr Maler Hermann (das sind Sie ja wohl, wenn sonst das Passagierverzeichniß richtig ist), so nennen Sie mich „Herr Postmeister," oder „Herr Dubbelmeyer." Die Wirthschaft, sage ich Ihnen höflichst, geht mir einen D . . . . an; meine Frauensleute führen sie zu ihrem Plaisir. Eine Garküche aber halten sie nicht. Punkt halb sieben steht das Essen auf dem Tisch, und Jeder ißt, was es grade giebt. Wem das nicht gefällt, der suche sich ein ander Logis, sage ich Ihnen höflichst."

Mir fing die Flegelei des Mannes an Spaß zu

machen. Obwohl mir jetzt meines Freundes Zettel einfiel, so hielt ich doch mit demselben zurück und antwortete ganz gelassen:

„Sie gestatten mir, Herr Postmeister Dubbelmeyer, dann vielleicht eine Bestellung, bei welcher Sie wohl mehr interessirt sind, wie bei der Speisefrage. Ich wünsche auf morgen früh um 8 Uhr eine zweispännige Extrapost nach dem Hause Scharpenley, das, wie man mir sagt, drei bis vier Stunden von hier entfernt sein soll."

Bei diesen Worten schnellte der schwere Mann empor und sah mich mit dem Ausdruck so schreckhaften Erstaunens an, als habe ich ihm etwa die Bitte vorgetragen, mir einmal die untergehende Sonne herabzulangen, um mir die Pfeife daran anzuzünden.

„Sind Sie denn ganz unweise, Herr? Extrapost nach Scharpenley? Haben Sie denn gar kein Einsehn, kein christliches Erbarmen mit Menschen und Vieh?" sagte er kopfschüttelnd mit mehr Wehmuth als Zorn in Ton und Geberde. „Wissen Sie denn in drei Teufels Namen nicht, frage ich Sie höflichst, daß der Weg nach Scharpenley ganz gegen den Strich der Berge geht, immerzu bergauf und bergab? Jetzt muß das arme Vieh ziehen, daß es auf dem Kopfe steht und ihm der Pust ausgeht, und dann muß es wieder aufhalten, daß ihm die Schwarte

knackt, sage ich Ihnen höflichst. Der Kutscher ist der reine Eichkater! Nun herunter von dem Bock, um den verdammten Räderschinder, den Hemmschuh, einzulegen, dann wieder hinauf zum Kutschiren. Bald unten, bald oben, hört das imfame Klettern gar nicht auf. Wo bleiben da die Buchsen? Und wo bleiben bei solchen Gleisen und Felsstücken, bei solchem Steingerölle und Wurzelwerk — Wagen und Geschirre? Glauben Sie, Herr, zum Donnerwetter, ich hätte die Räder und die theuren Chaisenfedern gestohlen? frage ich Sie höflichst! Meinen Sie, der Hufschmied schenkt mir Reifen und Eisen, und der Pferdedoktor und Apotheker (hole der Teufel die verdammten Neun- und Neunziger mit ihren ellenlangen Neujahrsgratulationen) kurirten mir umsonst das liebe Vieh, das zum Gotterbarmen in solchen verfluchten Satanswegen sich die Fesseln ruinirt, und sich Flußgallen, Spat und Hasenhacken holt? Nur ein Pferdeschinder und Leuteplager kann auf die verruchte Idee kommen, mit Extrapost nach Scharpenley fahren zu wollen, sage ich Ihnen höflichst!"

Gegen Ende dieser Rede war Herr Dubbelmeyer aus der Wehmuth wieder zur Grobheit umgeschlagen, und seine Geberden nahmen einen höchst bedrohlichen Charakter an. Nachdem der schwere Mann einige Mal hastig und aufgeregt in der Stube hin- und hergegangen war, schien sein Blut wieder ruhiger

zu fließen. Aus der polternden Grobheit ging er zum ironischen Angriff über.

„Sieh' einmal an, Extrapost wünschen der Herr Maler Hermann? Mein gütiger Gott und Vater, wie ändert sich Alles in der Welt! Sonst hatten es doch die Herren Maler nicht eben sehr dick sitzen und waren seelenfroh, wenn sie nach Zahlung billiger Zeche, ihre Geräthschaften auf höchsteigenem Buckel, auf höchsteigenen Füßen in die Berge ziehen konnten. Jetzt aber sind die Herrn Maler vornehm, wie die Barone und Grafen, und fahren mit Extrapost! Wenn Sie, Herr Maler Hermann, aber etwa glauben, auf Burg Scharpenley zu ihren „Kösten" zu kommen, dann sind Sie verdammt schief gewickelt, sage ich Ihnen höflichst. Mein guter Herr, wenn Sie die ganze Gesellschaft dort oben auf die Köpfe stellen und vier und zwanzig Stunden lang fleißig schütteln, so können Sie Gift darauf nehmen, daß ihr nicht so viel Münze aus den Taschen fällt, um dem Wagenmeister das Bestellgeld und dem Postillon das Trinkgeld für die Extrapost zu bezahlen. Wie es dort oben steht, sehen Sie, Herr, das weiß ich genau! Wenn der Herr Rittmeister Wilbring, zur Zeit, als er hier die Landwehreskadron kommandirte, dort oben war (der brave Mann war viel zu verständig, um dahinauf zu reiten oder gar zu fahren, sage ich Ihnen höflichst, er ging zu Fuß und ließ seine Sachen durch einen Esel hinauf-

schleppen), dann habe ich immer Wein und allerlei „Freſſalien" dahin ſchicken müſſen, denn der Schmalhans iſt dort oben Küchenmeiſter, und ander Fleiſch, als die Bracken vor die Flinte bringen, kömmt dort wohl das ganze Jahr nicht auf den Tiſch, es müßte denn ein unſchuldiges Täubchen ſein, das ſich von anderer Leute Korn nährt, denn bei den Scharpenley's da heißt es: „ſie ſäen nicht und ſie ernten nicht."

Der dicke Mann hatte ſich in ſeiner Aufregung ganz außer Athem gebracht. Er ſaß jetzt ſtöhnend mir gegenüber und wiſchte ſich, nachdem er die Poſtmütze ganz in's Genick geſchoben hatte, mit einem dicken, roth und gelb gemuſterten Kattuntuch den Schweiß von dem dunkelrothen, breiten Geſichte. Dieſes ſchien mir der geeignete Moment, ihm Wilbring's Zuſchrift einzuhändigen.

„Sie ſprachen vorher vom Rittmeiſter v. Wilbring, Herr Poſtmeiſter Dubbelmeyer. Er läßt Sie grüßen und hat mir dieſen Zettel für Sie mitgegeben."

Herr Dubbelmeyer ſah mich mit verdutzter, zweifelhafter Miene an, dann holte er eine Rieſenbrille mit gewaltig großen, runden und trüben Gläſern hervor und begann, das Billet weit von ſich geſtreckt, höchſt bedächtig die Adreſſe zu ſtudiren, dann las er zu wiederholten Malen den Inhalt unter fortwährendem Kopfſchütteln und ſehr bedenklichen Mienen. Plötzlich ſtand er auf, ſetzte die Pfeife in die Ecke, hing die

Postmütze an den Nagel, strich sich das Haar glatt, und zog die Beinkleider aufwärts und die Weste abwärts. Nach diesen Vorbereitungen kam er mit dem Ausdruck wehmüthiger Betrübniß feierlich langsam auf mich zu und sagte mit einer Art schiefer Verbeugung und bewegter Stimme:

„Herr Maler Hermann, wie haben Sie mir dieses anthun können? Wie konnten Sie mir dieses Schriftstück vorenthalten, das von meinem besten Freunde kömmt, der Sie darin auf das Dringendste empfiehlt. Sie haben den Zettel wohl noch gar nicht gelesen, hier nehmen Sie."

Rittmeister v. Wilbring an den Postmeister Dubbelmeyer.

Düsseldorf, 18. März 1830.

Min leiver Fründ!

Wat Ju den Möler Hermann, minen besten Fründ, Leywes andauet, dat heft Ju my andaun.

Kurt van Wilbring,

de van Juwen witten Wyn, so 'ne rode Näse krigt hät.

„Das kömmt von diesen gottverdammten Malerdummheiten, sage ich Ihnen höflichst; das Künstlervolk hat niemals den Verstand recht zusammen und richtet vernünftige Bestellungen immer unvernünftig aus," sagte Dubbelmeyer ganz verzagt. „Maria

Joseph!" stöhnte er sodann und schlug sich vor die Stirn, „wie flegelhaft bin ich vorhin gegen meines besten Freundes besten Freund gewesen und welche Grobheiten habe ich dem Kerl gesagt! Aber hätten Sie mir denn in des Dreiteufels Namen nicht den verdammten Wisch gleich geben können, als Sie in das Haus kamen! Blind sind Sie doch nicht und ich auch wohl ansehnlich genug, um von jedem vernünftigen Menschen erkannt zu werden, sage ich höflichst."

Dann lief er plötzlich zur Thüre und riß an der Klingel, daß ihm der Schellenzug in der Hand blieb.

„Marikstine!" brüllte er das herbeistürzende Dienstmädchen an. „Wie kannst Du verdammte Gans dem Herrn einen so miserablen, sauern Schoppen geben! Gleich scheer' Dich in den Keller und bring von dem Gelbsiegel rechter Hand eine Flasche und zwei grüne Gläser. Was steht Sie noch und reißt das Maul auf, Sie Schaf? frage ich höflichst."

„Das ist der Wein, den der Rittmeister so gern trank," sagte der Postmeister, nachdem das verdutzte Mädchen uns verlassen hatte, „und nun muß ich meiner Alten den Zettel zeigen." Damit rannte er aus der Stube, den Zettel, wie triumphirend, hoch über den Kopf erhebend.

Kurz darauf saßen Herr Dubbelmeyer und ich beim duftigen Niersteiner 22er, welcher die Purpur-

färbung des Wilbring'schen Riechorgans verschuldet haben soll. Der schwere Mann sprach jetzt ungenirt plattdeutsch und war im Lob des Vetters Kurt unerschöpflich.

„Was mir der brave Rittmeister für Nutzen gebracht, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Sehen Sie, ehe ich von ihm lernte, war ich in Pferden ein Rindvieh. Aber das Menschenkind hat Pferdeverstand, wie ein Engel. Seitdem er mir gelehrt, was ein rechtschaffenes Pferd ist und wie ein guter Christ mit einem so ehrlichen Vieh umgehn muß; seitdem erst habe ich mit meiner Posthalterei Geld verdient. Und dabei kann unser Rittmeister essen, daß es eine Freude ist, ihm zuzusehn, und seinen Schoppen trinkt er wie ein Paderborner Domherr. Fünf Sommer hat er bei uns Kost und Logis gehabt. Meine Alte heult allemal, wenn von dem lieben Mann die Rede ist. Wie oft hat er gesagt, daß er seine Häuslichkeit nur deshalb nicht vermisse, weil wir so gut für ihn sorgten. Eine bildschöne Frau soll er haben und prächtige Kinder."

Als ich dem Postmeister meine Wünsche über Verproviantirung der Burg Scharpenley vortrug, versprach er, dieselbe auf's Beste zu besorgen, verweigerte aber jede Vorauszahlung. Beim trefflichen Abendessen lernte ich denn auch Madam Dubbelmeyer kennen, eine dicke, gemüthliche Frau, welche sehr

farbenreich gekleidet war. Ich mußte ihr viel von Kurt erzählen, wobei sie in eine sehr weiche Stimmung gerieth, bis sie, bei meiner Schilderung, wie die rothe Nase, welche er sich in ihrem Hause erworben, seiner Schönheit wesentlichen Abbruch thue, in Thränen der Wehmuth ausbrach. Ich zog mich sehr frühzeitig auf mein Zimmer zurück, um diesen Brief zu schreiben. Der Herr Postmeister leuchtete mir persönlich vor und erschien alsdann nochmals, um mir ein Glas trefflichen Sellner'schen Punsches, als Nachtmütze, wie er es nannte, zu überbringen. Nachdem er die Lichter geputzt und mir den Stiefelknecht zurechtgerückt, wünschte er mir auf das Herzlichste „Gute Nacht!" und entfernte sich unter schiefen Verneigungen und freundlichem Geknurre.

Du siehst, mein Schwesterchen, welche Wirkung der Pferdeverstand Kurt's auf das kindliche Gemüth des Postbären ausgeübt hat, und wie zauberhaft sich dieses grobe Thier beim Anblick der Wilbring'schen Zuschrift in einen hülfreichen Freund verwandelte. So etwas bringe einmal bei Deinen residenzlichen Kulturmenschen zu Stande!

Scharpenley, 10. März 1830.

Als ich heute Morgen 8 Uhr aus der Hausthüre trat, schien eine warme Frühlingssonne auf den Postmeister, einen drallen Steinesel, der mit meinem

Gepäck beladen war, und dessen Führer, so lustig herab, daß ich mich auf den bevorstehenden Marsch durch die Berge von ganzem Herzen freute. Herr Dubbelmeyer kam mir mit lautem Zuruf und ausgestreckter Hand entgegen und zeigte auf den Langohr, aus dessen Tragkorbe meine Flinten und Geräthschaften, mit Heu, Stroh und Papier auf das Sorgfältigste umhüllt und geschützt, hervorragten. Als ich des schweren Mannes Rechnung, welche des Gelbsiegels und Schlummerpunsches gar keiner Erwähnung that und überdies lächerlich billig angesetzt war, monirte: machte er ein so bedrohliches Gesicht, daß ich, in Befürchtung eines Rückfalls in seine naturgemäße Grobheit, eilig bezahlte. Ich rächte mich indeß sofort mit ein paar Thalern Trinkgeld an das rotharmige Stubenmädchen, welches, die Thaler auf der offenen Hand anstarrend, in ein schreckhaft staunendes: „Jes-Mar-Jausep!" ausbrach. Der Postmeister wurde blauroth und würde bestimmt eine gewaltige Verbal-Injurie gegen seines Freundes Freund geschleudert haben, hätte ich ihm nicht das Wort abgeschnitten, indem ich mit verbissenem Ton sagte:

„Wenn Sie, Herr Postmeister Dubbelmeyer, mir Gelblack und Schlummerpunsch schenken dürfen, so darf ich, der Maler Hermann, zum Schockschwerenoth doch der Lisbeth wohl ein paar Thaler schenken, wollte ich höflichst bemerken."

Er murmelte mit einem Gesichte, das so zwischen Zorn und Heiterkeit schwankte, daß es mich zum Lachen brachte, so etwas von „verdammt dicknäsigen Malergesellen" in den Bart, nahm dann aber von mir in freundlicher Art Abschied, wobei er allerdings meinen Arm ungestümer hin und her schwenkte und meine Hand herzhafter drückte, als es nöthig und mir angenehm war.

Nicht fern vom Städtchen nahm uns der Wald auf, der meist aus alten, hochstämmigen Eichen und Buchen mit nicht allzu üppigem Unterholz bestand. In ihm wanderten wir, einen Bergrücken nach dem andern übersteigend, lustig fort. Die Gegend war so wild romantisch; es trat das Felsengeklüft in so vielfach wechselnden, malerischen Formen zu Tage; wohin man blickte, streckten die Waldesriesen ihre zackigen, knorrigen Arme so seltsam von sich; es zeigten sich Bergkuppen von so kühnen Konturen, so dunkle Schluchten und reizende, von Wasser durchrieselte Thäler: daß ich mir fortwährend Zwang auferlegen mußte, um nicht stehen zu bleiben und von diesen Herrlichkeiten nicht hie und da Etwas für mein Skizzenbuch zu erobern. Es würde mir diese Enthaltsamkeit noch schwerer geworden sein, hätte sich der alte Eseltreiber nicht als ein ganz gescheidter und unterhaltender Mann erwiesen. Obwohl er in seinem verwaschenen blauen Kittel und in den geflickten hohen Gamaschen von gleichem Stoff, mit dem rothen

Kattunhalstuch und dem schäbigen, zerknitterten Filzhut dürftig genug aussah, und wiewohl er weder lesen noch schreiben gelernt hatte: so war er doch weder arm, noch ungebildet. Er hatte in seiner Jugend, mit Solinger Waaren hausirend, halb Europa durchwandert, und später hatte er sich von dem so mühsam Erworbenen ein Häuschen in Meschede und einige Esel angeschafft. In der Franzosenzeit war er mit seinen Grauen am Schmuggelhandel lebhaft betheiligt. Da die Grenze zwischen dem Großherzogthum Hessen-Darmstadt, wozu Meschede damals gehörte, und dem Großherzogthum Berg, somit zwischen Deutschland und Frankreich, nicht fern lag, so war ihm jeder Bergpaß genau bekannt. Kühn und umsichtig, hatte er sein gesetzwidriges Gewerbe mit großem Glück betrieben und dabei so viel verdient, daß er jetzt manches Ackerstück und mehr als ein halbes Dutzend Langohre besaß, mit denen der Getreide- und Glashandel im Gebirge betrieben wird. Seine wohlunterrichteten Söhne sind theils Ackerbürger, theils Handwerker; er aber, der alten Wanderlust treu, blieb Eseltreiber nach wie vor.

Als unsere Straße einmal sehr eng wurde und mehr und mehr den Charakter eines Waldweges annahm, befürchtete ich, daß wir irre gegangen wären. Auf meine Frage, ob Dertenkötter den Weg nach Scharpenley auch genau kenne, sagte er:

„Den Weg bin ich mehr als hundert Mal, sowohl bei Tage, wie bei Nacht gekommen. Noch in voriger Woche war ich dort oben. Der Herr Pastor ließ mich rufen. Ich traf den Baron Gert und das junge Fräulein, welches von Dorsten gekommen war, dort an. Der Baron war mit dem Pferde da, um Fräulein Benna nach Scharpenley abzuholen, und ich sollte das Gepäck hinschaffen. Es sind liebe Leute! Sie hätten sehen sollen, wie sorgsam der Baron seine Schwester auf das Pferd hob, wie liebreich er sie in seinen großen, blauen Radmantel einhüllte und wie vorsichtig er den ganzen weiten Weg über das Pferd am Zügel führte. Der Herr Pastor, welcher den Herrschaften bis auf den Hof das Geleite gegeben hatte, sagte zu mir, indem er ihnen andächtig nachsah: „Schaut einmal dorthin, Dertenkötter, sehen die Beiden, wie sie dahinziehen, nicht genau so aus wie die gebenedeite Jungfrau Maria und der heilige Joseph auf den alten Bildern!“ Der Pastor hatte schon recht, wenn das Füchsel, das Fräulein Benna ritt, ein Esel gewesen wäre.

„Seit längerer Zeit komme ich außerdem regelmäßig zweimal des Jahres nach Scharpenley. Es wohnt dort oben ein alter holländischer Kapitän. Halbjährlich erhält er aus Amsterdam Kisten zugeschickt, die muß er vom Steueramt, wohin die Fuhr-

leute sie bringen, abholen. Sie enthalten mancherlei Kolonialwaaren, wie Zucker, Thee, Kaffee und Rum; dann ferner allerhand Holzwerk, auch Geräthschaften und Werkzeuge, die ich nicht kenne. Alle diese Dinge müssen nach dem Gewicht versteuert werden. Wenn das geschehen ist, verpackt der Kapitän, der gewaltig eigen mit seinen Sachen ist, all' den Kram eigenhändig auf meine Eselskörbe (als wenn er glaubte, daß ich ihn bestehlen würde, oder daß ich, der Jahr ein, Jahr aus Glaswaaren verpackt, seine Waare nicht gehörig zu verladen wüßte) und dann begleitet er mich nach Scharpenley. Von dort bekomme ich am andern Tage allemal meine Rückfracht in einigen Kisten, die nach Amsterdam bestimmt sind und die ich bei einem Kaufmann in Meschede abzugeben habe. Es ist ein komischer, alter Mann, der Kapitän. Genau ist er wie ein Satan! Nicht einen Heller Trinkgeld setzt es und den ganzen Weg über thut er den Mund nicht auf. Ich glaube, meiner Seele, er ist zu geizig, ein Wort heraus zu geben. Er hat immer das Pferd bei sich, aber er geht den ganzen Weg zu Fuße. Nur durch die Stadt reitet er."

Als wir lustig marschirend und plaudernd einige Stunden gegangen waren, fragte Dertenkötter, ob ich nicht frühstücken wolle. Der Postmeister habe ihm Wein und allerlei Eßwaren mitgegeben. Die Gaben

der, auf mich transportirten Freundschaft des schweren Mannes zu Wilbring, mundeten uns trefflich. Wie reichlich sie sich auch erwiesen, so reichten unsere beiderseitigen Bemühungen, sie zu vertilgen, doch hin, daß schließlich nur leere Flaschen, Papier und Bindfaden übrig blieben. Mit der, den Sauerländern eigenthümlichen Sparsamkeit, ließ mein Sancho diese Dinge keineswegs zurück. Er legte das zerknitterte Packpapier ordentlich zusammen und verpackte Alles sorgfältig.

Nach einem abermaligen anstrengenden Marsch von mehreren Stunden erkletterten wir mühsam einen langen und steilen Bergrücken. Als ich den Höhepunkt eine erhebliche Zeit vor meinem Begleiter erreichte, lag das Ziel meiner Reise scheinbar so nahe vor mir, daß es mir schien, als könne ich die weißen Tauben vom dunkeln Schieferdach des Thurmes herabschießen.

Der Bergkegel, welcher die Burg trägt, steigt aus einem engen Thale steil empor. Die Bigge, ein wildes Bergwasser, umrauscht halbmondförmig seinen Fuß. Die mir zugekehrte Südseite des Schloßberges zeigt nur nackte, vielfach zerklüftete Felsen, aus denen die Thürme und die gezinnten Mauern hervorwachsen, ohne daß der Beschauer zu gewahren vermag, wo die Natur, wo Menschenhand das Gestein aufgethürmt hat. Die Burg ist hoch, sie scheint indeß eng zusam-

mengebaut. Sie hat, von dieser Seite gesehn, links einen kurzen, dicken, viereckigen Thurm mit hohem, steilem Schieferdach. An diesen schließt sich eine kurze Mauer an, über deren Zinnen der Stufengiebel eines Hauses hervorlugt. Dicht an diesem und unmittelbar am Klippenrande erhebt sich ein mächtiger, runder, zinnengekrönter Thurm, der durch seine imposante Höhe schlank erscheint. Der ganze Bau ist völlig kahl und schmucklos; Thürme und Mauern machen um so mehr den Eindruck des Massigen und Festen, als nur wenige schmale Schießscharten sie durchbrechen. Wie ein in Erz gehüllter Kämpe, dessen Schild kein Wappenbild und dessen Helm mit geschlossenem Visir weder Schmuck noch Kleinod zeigt, geheimnißvoll unverwundbar, unbezwinglich und trotzig, schaut der Scharpenley vom schroffen, zerklüfteten Gestein herab.

Hinter dem Scharpenley, die Burg überragend, zieht sich ein langer Bergrücken hin, der, dicht mit Nadelholz bestanden, einen blauschwarzen Hintergrund bildet, von dem sich Berg und Burg mit ihrem gelbrothen Lokalton, dem die Mittagssonne jetzt goldige Tinten verlieh, höchst wirkungsvoll abheben. Durch den starken Kontrast von Mittelgrund und Hintergrund entstand zweifelsohne die optische Täuschung, durch welche Scharpenley meinem Auge so nahe gerückt erschien.

Ich zog mein Skizzenbuch hervor und begann

sofort die Landschaft zu zeichnen. Mit dem Bleistift ist indeß bei derselben wenig gethan. Wie malerisch die Linien auch immerhin sein mögen, die Farbentöne sind hier das Entscheidende. Ich denke ein hübsches Aquarellbildchen daraus zu machen und will es Dir, mein theures Schwesterchen, mitsenden, damit Du einen Begriff von der Schönheit der Gegend bekömmst.

Ich war noch in voller Arbeit, als ich meine beiden Gefährten hinter mir schnauben und stöhnen hörte.

„Das ist Scharpenley!" sagte Dertenkötter, etwas außer Athem gebracht. „Wie nahe das Ding bei hellem Wetter allemal von hier oben aussieht! Man sollte nicht sagen, daß man noch an zwei Stunden zu steigen hat, ehe man dort oben ist. Aber die Fahrstraße macht allerdings arge Umwege. Wir müssen über die steinerne Brücke mit dem hohen Bogen dort unten links und dann muß ich mit dem Grauen noch weit um den Berg im Thale entlang ziehen, da die Fahrstraße erst auf der andern Seite im Zickzack den Burgberg hinaufführt. Sie, Herr, können aber viel näher gehen. Wenn Sie die Brücke hinter sich haben, so werden Sie rechts am Wege ein Heiligenhäuschen gewahr. Dort geht ein Fußweg ab, welcher steilaufwärts zur Burg führt. Auf ihm kommen Sie wohl eine Stunde vor uns

nach oben. Adjes denn, Herr! Bis nachher! Jü, Pitter!"

Als ich eben die Brücke zeichnete, waren Dertenkötter und der Pitter dort angelangt, so daß ich sie sogleich als Staffage benutzen konnte.

Jener Fußweg war leicht gefunden, aber mühsam zurückgelegt. Obgleich man an den steilsten Abhängen Stufen in das Gestein gehauen hatte, und da, wo der Steg gar zu dicht an den Rändern des Abgrundes hinlief, Geländer gezogen hatte, so machte das andauernde Klettern meinen versessenen Malerbeinen doch verzweifelt zu thun, und ich pries auch den Mann, welcher den Zaun zwischen meinem schwindelnden Kopfe und der haarsträubenden Tiefe gezimmert hatte. Viel früher, als ich dachte, stand ich, nach einer kurzen Wendung des Fußstegs, durch welche er in den Fahrweg einmündet, plötzlich dem Burgthor gegenüber. Dieses führt in einer Bogenlinie durch einen niedrigen, plumpen Bau, welcher zu beiden Seiten durch dicke Rundthürme flankirt wird. Die gewaltige Pforte, welche den Thorweg nach außen schließt, dient einer ganzen Schaar von Raubvögeln als Pranger, während der Ausgang nach dem Hofe zu durch ein Fallgatter, das drohend vom Gewölbe niederhängt, verschlossen werden kann. Der an sich enge Burghof erscheint durch die Höhe der ihn umgebenden Gebäude noch beschränkter,

auch nimmt das Brunnenhäuschen, das mit seinem plumpen Räder- und Kettenwerk in der Mitte steht, viel Raum fort. Fast die ganze linke Seite des Hofes bildet das Wohnhaus. Es stößt indeß nicht unmittelbar an den Thorbau. Ein kleiner Hof zeigt sich vor der Giebelseite des Wohnhauses, das hier seinen Eingang hat. Der entgegengesetzte Giebel lehnt an den hohen, runden Thurm, welcher die linke Ecke der Südseite bildet, welche meine Skizze zeigt. Dem Wohnhaus gegenüber steht ein Durcheinander von Baulichkeiten, welches Ställe, Gesindewohnungen ꝛc. enthält. Das Ganze macht einen öden und ärmlichen Eindruck, wiewohl sich keine Spuren von Verfall zeigen und allenthalben Ordnung herrscht. Sämmtliche Gebäude sind indeß kahl von rohem Bruchstein aufgeführt und entbehren jedes Schmucks. Die Thüren und Fenster sind eng und von letzteren manche, namentlich an den Wirthschaftsgebäuden, mit Brettern verschlagen. Das einzige, was irgend einer Zierde ähnlich sieht, ist eine hölzerne Galerie, welche von der Mitte des Wohnhauses bis zum Thurm hinläuft. Sie führt an drei Thüren und eben so vielen Fenstern des obern Stockes dieses Hauses entlang; der Thurm jedoch öffnet ihr keinen Eingang. Den Aufgang zur Galerie vermittelt eine überdachte Treppe, welche vom Hofe aus steil emporsteigt. Die grünen, sechseckigen Fensterscheiben sind

durchweg klein und in Blei gefaßt. Nur der runde Thurm zeigt in seinem zweiten und dritten Stockwerke moderne Fenster mit großen, in Holz eingelassenen Scheiben von weißem Glase.

Nach einigem erfolglosem Rufen beschloß ich, auf das Gerathewohl in das Wohnhaus einzudringen. Ich kam, nachdem ich einige ausgetretene Stufen erstiegen hatte, durch eine enge, niedrige Spitzbogenthür in eine gewölbte Vorhalle. Mir gegenüber zeigte sich eine mächtige Doppelthür, über derselben in einer blauen Nische eine hübsche, polychromische Statuette der heiligen Jungfrau. Rechts gewahrte ich eine Treppe, die zum obern Stockwerk aufsteigt, und links einen Kellereingang. An den weißgetünchten Wänden der Halle hat man allerlei Geräth aus alter und neuer Zeit aufgehängt. Alte Wehren und Waffen, Sättel, Reitzeug, Jagd- und Fischereigeräth u. s. w. hingen dort ohne viel Rücksicht auf Gruppirung umher, lediglich so, wie es der praktische Gebrauch herbeigeführt hatte.

Nach wiederholtem Klopfen an die große, schwarze Thür hörte ich etwas wie eine Menschenstimme. Ich trat in einen ungemein großen Raum, der, nach der Hofseite gelegen, durch vier sehr schmale, von der Holzgalerie überschattete Fenster nur schlecht erhellt wird. Die Wände sind bis zur Schulterhöhe mit Holz bekleidet, das hier, wie auch an der schweren

Balkendecke, von Alter und Rauch völlig geschwärzt ist. Der obere Theil der Wände ist völlig schmucklos und weiß getüncht. Der Fußboden besteht aus Steinplatten von sehr verschiedener Form und Größe, deren Zwischenräume eine Art Tonguß ausfüllt. In der Mitte der den Fenstern gegenüberliegenden Wand brannte ein Feuer unter einem mächtigen, bis an die Decke aufsteigenden Rauchfang. Kesselhaken, Bratspieße und andere Kochapparate ließen außer Zweifel, daß dort für des Leibes Nahrung Sorge getragen wird, selbst wenn nicht eine alte Frau mit Kessel und Topf dort hantirt hätte. Ein Mann, welcher ebenfalls am Feuer hockte, erhob sich bei meinem Eintritt mühsam und kam in der scharf vorgebeugten, nach hinten herausgewinkelten Haltung eines Hämorrhoidarius langsam und schlürfend auf mich zu, während er aus kurzer Thonpfeife gewaltige Tabakswolken vor sich herblies.

Es war eine abenteuerliche Figur, jedenfalls der holländische Kapitän. Bei grader Haltung ist er gewiß über Mittelgröße. Er zeigt einen starken Knochenbau, ist indeß äußerst mager und sein kleines Gesicht, mit scharfgeschnittenen, feinen Zügen, erscheint wunderbar faltenreich, die intensiv gelb gefärbte Haut trocken und wie zerknittert. Von seinen Augen gewahrte ich wenig, da sie zum großen Theil durch große, grüne Brillengläser verdeckt wurden,

über welche er bei der Unterredung hinwegsah, doch immerhin genug, um zu bemerken, daß sie tiefliegend, dunkel und groß, sowie klug und forschend waren. Die scharf zusammengezogenen, buschigen, ergrauten Augenbrauen, eine tiefeingeschnittene Vertikalfalte, die von der Nasenwurzel fast bis zur Mitte der Stirn emporsteigt, und der fest zusammengekniffene Mund geben dem Gesichte einen harten, nahezu abstoßenden Ausdruck. Die steife Haltung von Kopf und Hals, so wie der rauhe Ton der Sprache und die kurz, wie widerwillig hervorgestoßenen Sätze seiner Rede, verstärkten denselben. Ein kleines Schnurrbärtchen, welches am Rande der Oberlippe scharf abgeschnitten, nicht bis zu den Mundwinkeln reicht, ist wie die Augenbrauen völlig ergraut und läßt nicht errathen, ob der Mann blond oder brünett gewesen ist. Der Anzug des alten Mannes war im hohen Grade ungewöhnlich. Eine weiße, baumwollene Zipfelmütze war dergestalt über Kopf und Ohren gezogen, daß von dem Haupthaare auch nicht das kleinste Pröbchen sichtbar war. Ein schwarzseidenes Halstuch mit weißem Vorstoß war militairisch genau, fest und glatt um den magern Hals gelegt. Die ganze Figur des Mannes umschloß ein blautuchener, mantelartiger Ueberwurf, welcher mit einer Reihe Knöpfe aus weißem Metall geschlossen war und einen blauen Ueberschlagkragen hatte. Unter

diesem trat eine Art Mantelkragen hervor, welcher, von karmoisinrother Farbe und an den Rändern mit einer Silbertresse verziert, bis auf die Hälfte des Oberarms herabfiel. Ein handbreiter Gürtel, blau mit rother Einfassung, war hinten am Rock festgenäht und vorn mit einer silbernen Spange geschlossen, auf welcher, erhaben gearbeitet, ein W mit der Königskrone prangte. An diesem Gürtel hatte der alte Kapitän, gewiß sehr ordonnanzwidrig, vier Beutel aus Wachstuch hängen, worin er, wie ich allmählich bemerkte, eine Menge Utensilien mit sich führte. Schnupftuch und Dose, Tabakspfeife, Beutel und Feuerzeug, Schlüssel und Geldtasche und ein ganzer Apparat zur Holzschnitzerei, mit welcher er fortwährend beschäftigt war, füllten wohlgeordnet diese Wachstuchsäckchen. Ein Paar über den Knöcheln zusammengebundene schwarze Beinkleider, dicke, graue wollene Socken und gewaltige Schuhe, aus Tuchkanten geflochten, vollendeten das seltsame Kostüm. Alle diese Bekleidungsgegenstände waren alt, fadenscheinig und zeugten von langem Gebrauch, aber sie waren durchaus sauber und sorgfältig angelegt. Der alte Herr hielt in der einen Hand ein Holzklötzchen, an welchem er geschnitzelt hatte, und in der andern ein Messer.

„Wer sein?" schnarrte er mich an. „Was wollen?" Nachdem ich ihm Bescheid gegeben, sagte er: „Der

Freiherr auf Jagd; Platz nehmen!" wobei er auf eine mächtige, von Stühlen und Bänken umstellte Tafel zeigte, welche die Mitte der weiten Halle einnahm.

Damit schlürfte er zum Kamin zurück, wo er der Magd einige Worte zuraunte, welche dann geschäftig das Zimmer verließ. Der alte Herr begann sodann eifrig zu schnitzen, ohne mir ferner einige Aufmerksamkeit zu erweisen.

Einige Zeit darauf trat eine ältere Dame von kleiner, etwas verwachsener Gestalt und lebhaftem Wesen ein. Ihr dunkler Kattunüberrock hatte einen bis über die Taille herabfallenden Kragen, der ihre Mißbildung nahezu verbarg. Unter der ganz schmucklosen, weißen Haube trat reiches dunkles, einfach gescheiteltes Haar hervor, das schon von einzelnen Silberfaden durchzogen war. Das Gesicht war klug und sanft, und würde bei der Regelmäßigkeit seiner feinen Züge schön gewesen sein, wenn sich auf ihm nicht der schmerzliche, leidende Zug geltend gemacht hätte, welcher meist die Physiognomie Verwachsener kennzeichnet. Ihr Benehmen, wie ihre Sprache waren durchaus die einer Dame der besten Gesellschaft.

„Ich bin Fanny v. Alst," sagte sie freundlich mit sehr wohlklingender Stimme, „und habe, wie man mir meldete, das Vergnügen, den Herrn Maler Her-

mann zu sehen. Bitte, behalten Sie Platz. Mein Neffe, Gert v. Scharpenley, ist auf der Jagd und da, wie Sie wissen werden, sich Jäger nicht genau an die Stunde binden, so kann ich Ihnen nicht mit Bestimmtheit sagen, wann er heimkehren wird. Wollen Sie mir Ihre Wünsche mittheilen, so werde ich erfreut sein, Ihnen Bescheid geben zu können."

„Mein gnädiges Fräulein," entgegnete ich, „mein Freund, der Rittmeister v. Wilbring hat mir Hoffnung gemacht, daß Ihr Herr Neffe mir einen längeren Aufenthalt in seinem Hause und die Theilnahme an seinen interessanten Jagden gestatten werde. Er hat das Nähere über meine Person, wie ich vermuthe, in diesem Briefe mitgetheilt und darin wohl mein Gesuch befürwortet." Ich überreichte dabei dem Fräulein Kurt's Schreiben.

In diesem Augenblick erschallte das ohrenzerreißende Geschrei eines Esels und bald darauf erschien mein Sancho in der Thür, nahm seinen Hut ab und nickte dem Fräulein und mir freundlich zu, wobei er uns mit einem „Guten Tag zusammen!" begrüßte.

„Guten Tag, Dertenkötter," entgegnete Fräulein Fanny, „Ihr bringt wohl des Herrn Sachen. Ihr wißt ja hier Bescheid. Sorgt für Euch und Euern Grauen. Nehmt die Körbe ab, die Minna soll Alles auf das Fremdenzimmer bringen."

Der Mann nickte freundlich und ging ab.

„Ich bitte, Herr Hermann," ergriff die Dame das Wort, „mich nicht als ungastfreundlich zu betrachten, weil ich nicht sofort in Ihr Begehr willige. Mein Neffe ist hier Herr und er hat natürlich zu entscheiden. Jedenfalls aber verfahre ich durchaus in seinem Sinn, wenn ich Sie einlade, über Nacht hier zu bleiben und vorlieb zu nehmen, wie Sie es hier oben finden."

Mit einigen artigen Redensarten nahm ich die Einladung an und folgte der Köchin, welche mich in den Hof und dann, über die Galerie, zur zweiten Thüre führte. Wir traten in ein geräumiges, einfach aber ausreichend und behaglich möblirtes Zimmer, welches mit Familienbildern von sehr ungleichem Kunstwerth geschmückt ist.

Für mich hat das Zimmer einen häßlichen Uebelstand; es hat schlechtes Licht. Nicht nur die hohen, gegenüberliegenden Gebäude machen es finster, sondern namentlich der Umstand, daß die Bedachung sehr weit herabreicht, um die Galerie zu schützen. Zum Oelmalen wird das Licht bei hellen Tagen selbst in den Mittagsstunden nicht genügen. Die herrschende sanfte Dämmerung giebt dem Zimmer dagegen etwas Gemüthliches und Lauschiges. Sehr bald empfand ich das. Ich hatte mich mit meiner Reiselektüre eben erst in dem sehr unschönen, aber äußerst bequemen, mit blauem Zitz überzogenen Großvater-

stuhl niedergelassen, als mich der Schlaf überwältigte. Ich erwachte, von einer mächtigen Jagdfanfare aufgeschreckt. Als ich an das Fenster eilte, aus dem man, der Galerie wegen, indeß nur einen kleinen Theil des Hofes übersehen kann, kam ein alter, wetterbrauner Waidgeselle mit starkem, rothen Backenbart zum Vorschein, der über dem grünen Jagdhemde einen wuchtigen Hirschfänger geschnallt hatte und eine kurze Büchse über der Schulter trug. Er führte einen kleinen, aber sehr strammen Stichelfuchs am Zügel, auf dessen Rücken ein Rehbock und zwei Füchse befestigt waren.

Ich machte mich schleunigst an die Toilette, war indeß noch mit den Haaren beschäftigt — Du weißt, liebe Schwester, lange Haare wollen Pflege haben, und die meinen trage ich, wie der erste Preußenkönig seine gewaltige Allongenperücke, als einen Vorhang, um dahinter einen kleinen Verdruß zu verbergen — als ich schwere Tritte auf der Galerie hörte. Auf mein „Herein" erschien ein großer Mann von höchst stattlicher Gestalt, dem der blonde Vollbart wundervoll zu dem stark gebräunten, offenen, edlen Gesicht mit den großen, lichten Augen stand. Er war noch im vollen Jagdkostüm und hatte wohl soeben erst die Flinte aus der Hand gesetzt, in welcher er jetzt Wilbring's Brief trug.

„Ich bin Gert Scharpenley," sagte er mit gewin-

nender Freundlichkeit, indem er mir die Hand reichte, „und heiße Sie in meinem Hause willkommen. Sie wollen in unsern Bergen ein Paar Auerhähne schießen und Kunststudien machen. An Gelegenheit zu beidem wird es Ihnen bei uns nicht fehlen. Bleiben Sie, so lange es Ihnen gefällt. Sie werden hier indeß auf manche gewohnte Bequemlichkeit verzichten müssen. Wir sind arm und wohnen in einer öden, einsamen Gegend. Auch unsere Tageseintheilung wird Ihren Lebensgewohnheiten nicht entsprechen. Sie hat sich völlig unserm Jägerleben akkommodiren müssen. Da manche unserer Reviere sehr entfernt liegen und manche Jagden nur in den frühesten Morgenstunden erfolgreich betrieben werden können, so ziehen wir oftmals vor Tagesanbruch aus und wandern vielmals erst dann zurück, wenn das Büchsenlicht aufhört. Heimgekehrt essen wir sofort und legen uns bald darauf zur Ruhe."

Ich dankte dem Freiherrn für seine freundliche Aufnahme und sagte ihm, daß ich mich in eine Veränderung der Lebensweise und der Tageseintheilung leicht zurecht finde.

„Das gehört auch zu den Verdiensten Ihres Freundes und meines lieben Vetters, Kurt Wilbring's. Er hat dieses Zimmer manchen Tag bewohnt und ich wünsche Ihnen seine unverwüstliche Heiterkeit, seinen herrlichen Schlaf und gesegneten Appetit. Jetzt, Herr

Hermann, kommen Sie mit hinunter und zeigen Sie, daß es Ihnen schmeckt, wenn wir Ihnen auch nicht die vielen und feinen Gerichte vorsetzen können, welche Sie im Breitenbacher Hofe zu Düsseldorf fanden."

Die erste Person, welche mir in der großen Halle entgegentrat, war Fräulein Fanny. Sie hatte eine junge Dame an der Hand, deren Anblick mich stutzen machte. Wiewohl es in den weiten Räumen schon ganz dämmerig war, so reichte das spärliche Licht doch vollkommen aus, um mich eine Schönheit ersten Ranges erkennen zu lassen. Die Züge des kindlich frommen Gesichts waren von der größten Regelmäßigkeit und von den edelsten und reinsten Formen. Einschlichtes Kleidchen von weichem, veilchenblauem Wollenstoff floß, von keiner Schneiderphantasie verbauscht, zerschnitten, zerfetzt oder verzaust, in schönen Falten um den hochaufgeschossenen, herrlichen Leib.

„Meine Tante Fanny kennen Sie schon," sagte Gert, mich vorstellend. „Dieses, Herr Hermann, ist mein liebes Schwesterchen Benna, welche aus dem Kloster der Schulschwestern zu Dorsten, dem sie als Pensionärin angehört, für einige Zeit beurlaubt ist, weil die Nönnchen einen großen Bau zur Erweiterung ihres Instituts beginnen wollen. — Dieses hier," fuhr er fort, mich einem Herrn vorstellend, der ihm sprechend ähnlich sah, nur daß derselbe statt des

Vollbarts ein bescheidenes Backenbärtchen trug und mehr nachdenklich und weniger kühn als Gert aussah, „dieses hier ist mein Bruder Fried, der Vikar von Biggerklus. Sie werden sehr bald finden, daß seine geistliche Würde seinen Jägerqualifikationen keinen Abbruch thut. Heute noch hat er einen Meisterschuß gethan. Auf achtzig Gänge legte er einen kapitalen Rehbock durch einen Blattschuß in dem Moment nieder, als er flüchtig durch das Stangenholz brach und mit einem Satze über die schmale Schneuse setzte."

Jetzt wurde in der Vorhalle eine Glocke geläutet.

„Wir sollen essen!" sagte Gert. „Ich gehe, mein Jagdzeug abzulegen."

Ich gewahrte jetzt, daß der obere, wie der untere Theil der langen Tafel besonders gedeckt und ein großer Raum zwischen beiden ohne Tischtuch war. Unten waren auf grobem Linnen zinnerne Teller ohne Servietten aufgestellt und die Sitze bestanden aus dreibeinigen Holzschemeln. Der obere Theil der Tafel war dagegen mit feinem Damast gedeckt und nichts fehlte zu einem wohl arrangirten Familientisch.

In nicht langer Zeit versammelten sich am untern Ende der Tafel Dertenkötter, der rothbärtige Jäger, welchen ich vorher schon gesehen hatte, und ein gut aussehender, halbwüchsiger Bursch in grünem Kittel. Den Jäger lernte ich später als den „Küster," und

den Burschen als den „Rüenjungen“ (Rüden= d. i. Hunde=jungen) kennen. Die Köchin, ferner eine alte Person mit schneeweißem Haar und ein dickes, sehr echauffirt aussehendes Mädchen, bildeten das weibliche Personal. Die Köchin blieb auf ihrem Posten am Herd, die Alte brachte die Speisen auf die obere Tafel, während die dicke Magd die untere Tafel bediente.

Mittlerweile war der Freiherr zurückgekommen. Er nahm den obern Platz am Tische ein; rechts neben ihm Tante Fanny, links Fräulein Benna, zwischen der und dem Vikar mir der Platz angewiesen wurde. Die Stelle mir gegenüber blieb vorläufig leer. Offenbar war sie für den Kapitän bestimmt, der noch immer schnitzelnd auf seinem Platze am Herde hockte und von Allem, was um ihn her geschah, gar keine Notiz zu nehmen schien.

Als Alles hinter seinen Stühlen stand, sagte der Freiherr: „Lasset uns beten!“ Der Vikar sprach darauf mit Andacht und Würde ein kurzes Tisch=gebet, das der Küster mit einem lauten „Amen!“ beschloß, worauf unter dem gegenseitigen Wunsch: „Guten Appetit!“ sich Jedermann niederließ. Jetzt erhob sich der Kapitän und nahm den leeren Platz mir gegenüber ein. „Kapitän Natz!“ — „Maler Hermann!“ sagte Gert vorstellend. Der alte Offizier nickte steif und theilnahmlos.

Nachdem wir eine treffliche Erbsensuppe verzehrt

hatten, schenkte der Freiherr aus einem sehr schönen, dickbäuchigen Steinkrug mit silbernem Deckel den Wein für die Genossen der oberen Tafel ein und hieß mich, mit mir anstoßend, willkommen. Alle, selbst der Kapitän, betheiligten sich an dieser Zeremonie. Von da ab bediente sich ein Jedes des Steinkrugs nach Belieben. Er enthielt einen leichten Säuerling, welcher wohl in einem schattigen Nebenthal des Rheins gewachsen sein mochte; das Weinchen war herb genug, doch rein und genießbar.

Da ich Dein Interesse für Küche, Keller und solche Gebräuche kenne, die von denen abweichen, welche in Euren Gesellschaftskreisen maßgebend sind, so bin ich bei der Beschreibung unserer Mahlzeit etwas weitläuftig. Das zweite Gericht bestand aus „Panhaas" und Kartoffelbrei. Erinnerst Du Dich des „Panhaas" noch, den wir bei Wilbring's auf Ostwig kennen lernten, und so trefflich fanden, daß wir, heimgekehrt, unserm alten, braven Petitjean zumutheten, dieses köstliche Gericht auf unsere Tafel zu bringen? Der große Kochkünstler kannte es nicht einmal dem Namen nach und er vermochte nicht denselben auszusprechen. Als wir ihm sagten, daß es aus Buchweizenmehl bestehe, welches mit Wurstsuppe vermischt und mit Speck in der Pfanne gebraten werde, schüttelte er verächtlich den Kopf und meinte: „Das sein sicker so einen

deutschen Kericht, der einen Voggel Straußen mackt sterben an indigestions.“ Wie sehr diese Speise auch verdient, in den Codex hervorragender Nationalgerichte aufgenommen zu werden, so ist ihr Ruhm, fürchte ich, noch nicht über die Grenzen von Rheinland und Westfalen gedrungen.

Mit dem Ragout aus Reh, welches sodann folgte, würde selbst unser Petitjean zufrieden gewesen sein. Eine Fülle von Champignons, die der Schloßberg in trefflicher Qualität liefert, machte es mir besonders schätzenswerth und zeigt, daß Tante Fanny ihre wenigen Hülfsquellen trefflich zu benutzen weiß. Auch der Kapitän erzeigte dem Gerichte einige Ehre; er aß sonst wenig und sprach noch weniger. Die Brüder zeigten den gesunden Appetit der Jäger. Auch der Krug mußte ein und das andere Mal in den Keller wandern, um sich am Fäßlein zu erholen. Hierbei wäre zu erwähnen, daß der Hausherr dem Dertenkötter und dem Küster zwei große Wassergläser mit Wein zuschickte, welche diese stehend unter freundlichem Zunicken leerten.

Mit den beiden Damen unterhielt ich eine so lebhafte Konversation, wie es meine recht löblichen Ernährungsarbeiten gestatteten. Da es inzwischen in der weiten Halle nahezu völlig finster geworden war, so wurden am obern Ende der Tafel ein Paar düster brennende Talglichter, unten aber nur eine Blechlampe hingestellt, welche noch weniger Licht, jedoch

noch mehr Qualm verbreitete. Aber selbst diese schlechte Erleuchtung reichte aus, um mir die Schönheit meiner Nachbarin zu zeigen, das Profil von klassischem Schnitt, diese mandelförmigen Augen von lichtbrauner Farbe mit den prachtvollen, dunklen Wimpern, die man an den Cirkassierinnen so bewunderungswürdig findet; diese reizenden Grübchen an Kinn und Wange, am Ellbogen und an den Knöcheln der feinen, schmalen Hände.

Wie soll man unverwundet bleiben, wenn Amoretten aus zwei solchen Augen und aus dreizehn solcher Schützengrübchen ihre Liebespfeile entsenden? Ich fürchte Euch aber dennoch nicht, ihr treulosen Knaben! Der Buckel ist mein Schild, die langen Arme sind meine Schwerter und die endlosen Ständer meine Speere!

Fräulein Benna war so freundlich, die Lichter zu putzen. Sie zeigte dabei ihre prachtvollen, durch kurze, gepuffte Aermel nur wenig verdeckten Arme, mit ihren schlanken und doch so anmuthig gerundeten Formen und den zierlich modellirten Gelenken, in so graziösen Linien, daß ich mir öfter, als es nothwendig war, das Ansehen gab, als wolle ich die Lichtscheere ergreifen. Das arglose Kind war zu höflich, um dem Gast diese Arbeit zu überlassen und gab so auf's Neue die schönen Arme meiner Bewunderung Preis.

Als das Mahl sich seinem Ende nahte, erhob sich der Kapitän und schlurfte zu seinem Sitze am Feuer. Der Vikar flüsterte mir zu:

„Der arme Kapitän leidet so sehr an Kopfgicht, daß er es nicht wagen darf, die dicke Mütze auch nur für die kurze Zeit des Tischgebets abzunehmen. Er fürchtet Anstoß zu erregen, wenn er bedeckten Hauptes, wie ein Jude, am Gebete Theil nimmt, und geht dem aus dem Wege. Ich möchte Ihnen, Herr Hermann, übrigens sagen, daß es langjähriger Gebrauch des Hauses ist, gleich nach dem Tischgebet eine Litanei folgen zu lassen. Wir Alle wissen, daß man ein guter katholischer Christ sein kann, ohne an dieser Gebetsform Erbauung zu finden. Es wird deshalb Niemand daran Anstoß nehmen, wenn Sie sich nicht an dieser Andacht betheiligen, sondern gleich nach dem Tischgebet die Tafel verlassen."

„Ich werde Ihre Andacht heute kennen lernen, Baron," entgegnete ich ihm, „und mich sodann für die Folgezeit entscheiden."

Nach dem Tischgebet knieten die Frauen, auch der Vikar und der Küster, nieder; die anderen Männer blieben hinter ihren Stühlen stehen. Der Vikar betete mit tiefer, volltönender Stimme die Litanei vor. Es waren nicht grade die Worte selbst, welche mich zur Andacht stimmten. Es war mehr der Rhythmus der Litanei, was mächtig auf mich wirkte.

Es klang aus den kurzen Antworten des Chors der Betenden, aus den Sätzen: „Bitte für uns!“ und: „Erbarme Dich unser!“ ein wehmüthiges, gefühlsinniges Flehen hindurch, das mich, trotz der Monotonie der fortwährenden Wiederholung, vielleicht grade durch dieselbe, tief ergriff. Auch die demüthige Haltung der Betenden und der Ausdruck frommer Andacht auf den Gesichtern mochten mitwirken. Das Ganze erweckte in mir eine wehmüthige Stimmung, die doch in hohem Grade wohlthuend war, und mich an die andachtsvollen Erhebungen heiliger Stunden in meinen Kinderjahren erinnerte.

Nach beendeter Abendandacht steckten die Männer ihre Pfeifen an, setzten sich zum Feuer und erzählten von den Vorkommnissen der heutigen Jagd. Dann wurden die Dispositionen für die morgige Jagd entworfen, an der ich noch nicht Theil nehmen sollte, da man erst die Auerhähne durch den Küster „verhören“ lassen und mir Zeit gönnen wollte, mich behaglich einzurichten. Nach kurzer Zeit sagte man sich herzlich „Gute Nacht!“ und begab sich zur Ruhe. Auf Scharpenley geht man genau zur Zeit, wenn Du, liebe Adelgunde, Dich zur Abendgesellschaft kleidest, zu Bett.

Ich blieb indeß noch auf, schrieb an den Postmeister, daß ich auf Scharpenley bis auf Weiteres wohnen würde und umgehend die Subsidien erwarte; damit

fertigte ich den Dertenkötter ab und setzte mich auf's Neue an den Schreibtisch zu gegenwärtigem Schriftstück. Gute Nacht, mein liebes Schwesterchen! Ob ich in der Nacht wohl von des großen Generals „Que-nous-aimons“ dreizehn Schützengrübchen träumen werde?

„Fossettes-non, mais d'amour la cachette,
D'ou ce garçon de sa petite main
Lâche cent traits, et jamais un en vain.“
(Nicht Grübchen, sondern Hinterhalt der Liebe,
Woraus der Pfeil aus Amors Hand
Stets trifft, vergebens nie entsandt.)

Fürwahr, theure Schwester, dies Weib (nein, dieser Ausdruck paßt nicht für solches Elfenkind), sagen wir: „Fürwahr, die Maid ist schön.“

Dein treuer Bruder

Hermann Balk.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung der Liebesgeschichte der Klosterschülerin Benna.

Frau v. Schall an ihren Bruder, den Grafen Hermann Balk.

Potsdam, den 18. März 1830.

Mein theurer Bruder!

Du glaubst nicht, welche Freude mir und meinem braven Schall Deine Briefe gemacht und welchen Beifallsturm Deine geistreichen Skizzen und herrlichen Aquarellen bei den zahlreichen Kunstfreunden und Kunstfreundinnen unseres kunstdürstenden Potsdam hervorgerufen haben.

Anfangs wollte es mir Niemand zugeben, daß dieses Dilettantenarbeiten, Leistungen meines gräflichen Bruders seien. Man glaubte allgemein, daß es in Düsseldorf einen Maler Hermann gäbe und mein Bruder diese Schätze für schweres Geld erworben habe, um mir ein Geschenk für mein Album zu machen. Erst als ich ihnen versicherte, daß Du Dich zunftmäßig mit Malerei beschäftigt und lange Zeit

hindurch die Akademie und den Malkaſten als Schüler beſucht habeſt, und als ich ihnen alsdann eine Skizze, mit Deinen vollen Namen bezeichnet, vorzuweiſen vermochte, da erſt wurden ſie gläubig und nahmen mir das Verſprechen ab, zu der nächſten Ausſtellung zum Beſten irgend welcher Verunglückten dieſe Kunſtwerke herzuleihen. Ich halte Dich bei Deinem Verſprechen, mir ein Aquarell, die Burg Scharpenley darſtellend, zukommen zu laſſen und bitte, das Blatt mit Deinem vollen Namen unterzeichnen zu wollen, damit die Ehre dem wird, dem Ehre gebühret und ein kleiner Reflex Deines Ruhmes auf Deine Schweſter zurückfällt.

Im erſten Theil Deines Schreibens hat uns die Figur des Herrn Poſtmeiſters Dubbelmeyer ſehr viel Spaß gemacht, das Ende des Schriftſtücks habe ich indeß nicht ohne einiges Bedenken und zu wiederholten Malen geleſen.

Soll uns beide „in unſerer Liebes- und Heirathsgeſchichte" das gleiche Schickſal treffen? Sollen wir beide die Wahrheit des alten Satzes bethätigen, daß die Männer ihre Herzen durch das Auge, welches die Körperſchönheit des Weibes erkennt, verlieren, während es bei den Weibern das Ohr iſt, welches, von der Thatkraft und dem Geiſte des Mannes hörend und auf ſeine Schmeichelworte horchend, ihr Herz in Liebe aufflammen läßt.

Mein braver Schall hat außer seinen herrlichen Zähnen und den dichten, schwarzen Locken keine Spur von Schönheit. Als ich das Kloster der Ursulinerinnen zu Brüssel verlassen hatte und in der Gesellschaft auftrat, sprach alle Welt von dem famösen Schall v. Bell. Tausend Züge, welche von seiner Kühnheit, seiner Energie und Geistesgegenwart, von seiner Stärke und Gewandtheit, von seinem Witz und savoir-faire Zeugniß gaben, wurden erzählt. Wo ich den kleinen Mann im Schnürrock mit dem scharfen Falkenauge und dem kecken Bärtchen traf, war er die Seele der Gesellschaft. Die Genossen räumten ihm willig den Vorrang ein; die alten Herren zollten seinen glänzenden Eigenschaften volle Anerkennung und prophezeiten ihm eine ruhmreiche Zukunft; die alten Damen, die Mütter und Tanten, lobten seine Frische, sein ritterliches Wesen und seine ehrerbietige Aufmerksamkeit allen Damen gegenüber, zu einer Zeit, in welcher Rücksichtslosigkeit drohte bei den jungen Herren Mode zu werden: die Mädchen aber flüsterten sich zu, daß dieser Husar gar verwegen und gefährlich sei. Als Schall sich dann an meine Fersen heftete und mit tausend Schmeicheleien mein Ohr bestürmte und mein Herz entzückte, da wurde die stolze und reiche Gräfin Balk die glückliche Braut des armen, aber nicht minder stolzen Lieutenants Schall v. Bell, und bald darauf sein gehorsames, treues Weib,

das sich heute noch freut, durch das Ohr besiegt zu sein.

Und nun mein Brüderchen? Nachdem er bis zum Alter von nahezu dreißig Jahren alle Anschläge auf sein Herz siegreich abgeschlagen hat, erobert ihn ein Kind von sechszehn Jahren. Ich zweifle nicht einen Moment mehr, daß der reichste Kavalier des reichen Münsterlandes sich mit dem ärmsten Fräulein des armen Sauerlandes vermählen wird. Gewiß ist es, daß sich dieser Mann von hoher Bildung in Kunst und Wissenschaften, daß der erfahrene Weltmann sich in diese kleine, unwissende Klosterschülerin verliebt hat, welche niemals weiter als nach Dorsten kam und, außer der Tante Fanny, wohl kaum eine gebildete Dame sah. Er erblickt ein klassisch schönes Profil, Arme von schwungvollen Konturen und dreizehn reizende Grübchen und ist besiegt! Wie es um Verstand und Gemüth, um Geist und Bildung, um frommen Sinn und Herzensgüte bei dem schönen Kinde aussieht, danach fragt Hermann, der kluge, welterfahrene Hermann, keinen Moment. Verstehen sich die vollkommensten Eigenschaften des Herzens und Verstandes bei solch' einem Gesicht, bei solchen Augen und, setzen wir es hinzu, bei solchen Armen und Grübchen nicht ganz von selbst?

A propos, mein Brüderchen, Du erinnerst Dich gewiß auf Clara v. Engsterstein! Wenn in unserm

guten alten Münster lebende Bilder gestellt wurden und darin eine Figur voll edler, zarter Weiblichkeit oder von rührender Sanftmuth dargestellt werden sollte, so war Klara dazu unentbehrlich. Alle Madonnen und unendlich viele Heilige hat sie gestanden und gesessen. Auf dem Höhepunkt ihres Ruhmes, der sich weit über die Grenzen ihres Heimathlandes verbreitete, stand die sanfte Schöne, als sie dem Professor Führich zum Bilde der heiligen Elisabeth von Thüringen gesessen hatte. Der rohe, geizige Landgraf überrascht die fromme Gemahlin, als sie, gegen sein Gebot, den Armen Speise zuträgt. Wie er ihr aber den schützenden Mantel hinwegreißt, sind die Speisen in Blumen verwandelt.

Alle Welt war entzückt über den Ausdruck himmlischer Sanftmuth auf diesem schönen, hochedlen Gesicht und über die entwaffnende Milde des Blickes, den sie auf den zornmüthigen Gatten wirft.

Bei der Rundreise, die das treffliche Bild von Ausstellung zu Ausstellung machte, und bei dessen Vervielfältigung durch Kupferstich und Steindruck, wurde Klara's Namen durch ganz Deutschland getragen und durch alle Schichten der Bevölkerung drang der Ruhm der sanften Schönen. Wer kennt Fräulein v. Engsterstein nicht?

Dieses sanfte Engelsgemüth ist vor kurzem auch von ihrem zweiten Gatten, dem General v. Schar-

fenklau, geschieden worden, da der alte Haudegen es so wenig wie sein Vorgänger mit diesem notorischen Zankdrachen auszuhalten vermochte. Entsinnst Du Dich vielleicht, ob auch sie Grübchen hatte?

Warum sollst Du nicht ein junges, armes Mädchen heirathen, wenn sie Geist und Herz hat! Das, was ihr an Kenntnissen fehlt, ist bald eingeholt und das Bischen Salon-Tournüre wird sie den andern Weibern bald genug absehen. Die Armuth kömmt bei Deinem Reichthum nicht in Betracht und der Vorsprung an Jahren, den Du hast, dünkt mir eher vortheilhaft, als nachtheilig.

„In Hermann's Stelle," sagte mein braver Schall, „würde ich nicht eher an eine Kapitulation denken und nicht früher die weiße Fahne aufstecken, trotz des Bombardements aus den Schützengräben, bis ich durch sorgfältige Rekognoszirung mich von des schönen Feindes Geistesstärke und Herzensgüte ausreichend überzeugt hätte."

Ich füge nur hinzu: „Hermann, denke an Klara v. Engsterstein!" und verbleibe meines geliebten Bruders treue Schwester

Adelgunde.

Graf Hermann Balk an seine Schwester Frau v. Schall.

Scharpenley, den 24. März 1830.

Meine theure Schwester!

Dank für Deinen Brief. Er hat mich sehr erfreut. Du hast mit dem scharfen Blick der Frauen für Liebesgeschichten den verzweifelten Zustand meines armen, so lange von Amors Pfeilen unverletzten Herzens sehr richtig erkannt. Wer weiß, was bereits geschehen wäre, hätte ich nicht stets an Eure Warnung und an Klara Engsterstein gedacht. Ich erlaube mir indeß in Bezug auf diese Dame die Bemerkung, daß sie so lange gut und sanft blieb, als sie die allgemein Bewunderte war. Die allgemeine Bewunderung hörte aber mit ihrer Schönheit auf, welche sie nach ihrem ersten Wochenbett verlor. Seitdem wurde sie allerdings das hölliſche Raufeisen vom Drachenfels, dem selbst der tapfere General v. Scharfenklau nicht Stand zu halten vermochte. Es stellt sich bei dieser Dame ein inniger Zusammenhang zwischen Schönheit und Sanftmuth heraus. Ich denke mir das ähnlich der Erfahrung, die ich bei Kousine Bertha und auch wohl bei andern Damen, die ich nicht namhaft machen will, gemacht habe. Ich fand bei ihnen stets eine wunderbare Uebereinstimmung zwischen ihrer Toilette und ihrer Laune. Es war ihnen gradezu unmöglich, in einem ver-

schossenen oder schlecht sitzenden Kleide fröhlich zu sein. Gott erhalte der kleinen Benna ihre Schönheit, ihre Sanftmuth und Herzensgüte, und gebe ihr stets eine „gesegnete Toilette." Ich habe mich oft im Stillen gewundert, warum man den Damen, wenn sie zu diesem großen Werke schreiten, nicht in der Art, wie man: „Guten Appetit!" „Viel Vergnügen!" „Gesegnete Mahlzeit!" wünscht, eine „Gute Toilette!" „Gesegneten Lockenbau!" „Glückliche Einschnürung!" zuruft, da der Erfolg dieser Verrichtungen von erheblicherer Wirkung auf ihr Gesammtbefinden, auf Gemüthszustand und durch Reflex auf ihr körperliches Wohlsein ist, als der irgend einer andern Arbeit. — Erst nach längerem Nachdenken bin ich mir über den Grund klar geworden und glaube, daß zunächst die Damen durch Wahrheitsliebe abhalten werden, von dieser Höflichkeitsformel gegen einander Gebrauch zu machen. Welche Dame vermöchte wohl einem andern weiblichen Wesen, selbst ihrer besten Freundin gegenüber, diesen Wunsch aus vollem Herzen auszusprechen? Alles gönnt sie ihr, aber eine „gesegnete Toilette" nun und nimmer! In zweiter Linie würde aber auch für den Vater, Gatten ꝛc. der Wunsch gefährlich werden. Bei dem Wunsche: „Gesegnete Toilette!" würde manche kleine Hand sich öffnen und manches Rosenmündchen flüstern: „O, segne sie!"

Von meinen eigenen Jagderlebnissen schweige ich vor der Hand. Du wirst davon hinreichend zu hören bekommen, wenn ich Deinem braven Schall sie mit aller der Umständlichkeit erzählen werde, die nur ein passionirter Jäger zu schätzen vermag. Ihr Weiber habt dafür kein Verständniß, daß man so viel Zeit, Mühe und Gefahr und so viel Worte über Erlegung eines so einfältigen Vogels, wie eines Auerhahns, verwenden mag. Damit Du indeß für diese seltene Kreatur eine richtige Auffassung gewinnst, und da die Geschichte sich um ein Kochrezept und um Tafelzeremoniell handelt, wofür Du ein spezielles Interesse hast, so schreibe ich für Dich nachstehend den bezüglichen Passus eines Manuskripts ab, das mir Fried Scharpenley, der Vikar, geborgt hat, welcher ein eifriger Forscher und Sammler in der Geschichte seiner Familie und seiner Heimath ist. Dieser in Schweinsleder gebundene Quartant ist das kuriose Machwerk eines Verwandten. Franziscus Xaverius liber baro de Scharpenley a Scharpenley, Seiner Hochwürdigsten Durchlaucht des Kurfürsten und Erzbischofs von Köln wohlbestallter Hofmarschall und Kämmerer, hat es unter dem Titel: „Der Durchlauchtigsten Welt Tafel-Divertissements" abgefaßt, und ist besagter Passus, Seite 206 in der Abtheilung: „Ueber denen Braten", aufzufinden. Die Schrift würde recht gut und leserlich sein, wenn nicht alle

Initialen und lange Buchstaben wunderbar verschnörkelt und verziert wären und mit ihren Ausläufern oftmals in die nächsten Zeilen hinüberschweiften. Der Styl des Manuskripts ist nicht weniger kraus. Verworren, in einander geschachtelt, mit langen Abstechern und Einschiebseln versehen, gehen die Sätze in das Unendliche fort. Das Deutsch ist mit Wörtern aus allen Sprachen reich gespickt und versetzt, und die Orthographie des Hofmarschalls von der unsern nicht nur ungemein abweichend, sondern auch gewaltig inkonsequent. Eine buchstäbliche Abschrift würde für mich eben so schwierig, wie das Lesen für Dich mühsam sein. Ich versuche es, Dir in nachstehendem Schriftstück das Ding genießbarer zu machen, ohne völlig den alterthümlichen Farbenton zu verwischen.

Der Auerhahn auf fürstlicher Tafel.

Von den Vögeln, welche der hohen Jagd angehören, sind der Kranich und der Auerhahn am würdigsten, auf der Festtafel Durchlauchtiger Fürstlichkeiten zu prangen. Wenn man den Kranich mit Recht den König der Ebenen und Felder nennt, so ist der Auerhahn der Herzog der Berge und Wälder. Derselbe steht bei Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht in absonderlich hohem Ansehn und begeben sich Höchstdieselben alljährig in Höchstderen Herzogthum

Westfalen, um daselbst die Auerhahnbalz zu frequentiren.

Dieser Vogel, den die Franzosen „Coq de bruyère“ nennen, ist von der Gestalt und nahezu von der Größe des Truthahns. Er hat aber weder des zahmen Vetters gemeinen und häßlichen Nasenbehang, noch den nackten, warzigen Hals, dessen Farben, so oft sie auch wechseln mögen, stets das eine Mal garstiger und widerwärtiger sind, als das andere Mal, noch endlich des Puters scheckige Narrenjacke. Der Auerhahn trägt ein gar fürnehm-stattlich Federkleid, das auf dem Rücken dunkelgrau und hellgrau gar fein gesprenkelt, an Hals und Brust aber prachtvoll stahlgrau ist, eine Farbe, welche mit ihren Changements in's tiefste Blau und in's Schwarze wunderbar glänzt und gleist. Um die Augen hat er eine Einfassung vom schimmerndsten Hochroth; seine Tritte sind bis an die Krallen befiedert. Wie solches bei hohen Herren immer der Fall, so giebt es auch der Auerhähne nicht viele. Sie haben ein scharfes Auge und ein gar feines Gehör, sind sehr vorsichtig und scheu, und in gewöhnlicher Zeit gelingt es dem schlauesten Jäger nicht, sich anzuschleichen.

Wie aber jeder Mensch in seinem Herzen ein Häkchen hat, das dem bösen Feind zur Handhabe dient, und wie selbst der Zauber weder den Achill noch den gehörnten Siegfried völlig fest gemacht hat,

sondern dieser sein wundes Flecklein zwischen den Schultern und jener an der Ferse gehabt: also hat auch jegliches Wild, selbst das schlaueste und scheueste, sein Häklein und seinen wunden Fleck. Den hat der schlaue Waidgesell erforscht zu der armen Thierlein Noth und Tod. Des Auerhahns Verderben aber ist seine heiße Liebesbrunst. Das Sprüchwort sagt: „Liebe macht blind!" Das reicht für des armen Waldesfürsten Liebesnoth noch nicht zu, ihn macht die Liebe blind und taub.

Wenn er auf hoher Warte, einer riesigen Edeltanne, aufgebäumt, beim Morgengrauen seine Schönen lockt, dann vergehen ihm beim Balzruf, im Uebermaß der Brunst, die Sinne. Mit geschlossenen Augen, Kopf und Hals weit vorgestreckt, den Schweif zum Rad entfaltet und die Schwungfedern seiner Flügel krampfhaft abwärts gestreift, läßt er „klippend" zuerst seinen unmelodischen Lockruf erschallen, an dessen Ende aber geht er „schleifend" in einen seltsamen, langgehaltenen Ton über, welcher dem Geräusch des Schleifsteins gleicht, der das Scheermesser wetzt.

Wenn der Auerhahn diesen Ton hervorbringt, wenn er schleift, dann mag der Jäger dreist auf ihn zuspringen. Der Vogel sieht ihn nicht und vernimmt kein Geräusch, selbst einen Fehlschuß hört er nicht, geschweige denn das Knacken der dürren Zweige unter den Füßen des anspringenden Schützen. So

wird denn der Auerhahn das Opfer seiner Liebe, die Beute seines Feindes und das Prachtstück der Festtafel.

Wie aber hat der Kuchelmeister zu verfahren, um den Herzog der Wälder würdig zu bereiten, und was hat der Haushofmeister zu beobachten, um ihn nach Gebühr zur Tafel zu bringen?

Der Koch soll verfahren, wie folgt. Er hänge den Auerhahn an den Schwanzfedern auf und lasse ihn so lange hängen, bis derselbe zu Boden fällt. Dann lasse er ihn pflücken und flamiren, wobei aber der Hals und Kopf sorgfältig abgenommen und wie die Schweiffedern wohl verwahrt werden. Demnächst hülle er den Vogel fein sorgfältig ein und vergrabe ihn auf vier und zwanzig Stunden in Pferdedünger. Sodann bereite er eine Marinade von Weinessig, Estragon, Salz, Gewürzkörnern und Lorbeerblättern, von Charlotten, in Würfel geschnittenen Zwiebeln, Wurzelwerk und fines herbes, und lege den Vogel auf drei Tage in diese Beize. Hierauf wird man den Hahn sorgfältig dressiren, mit Luftspeck recht kraus spicken und überdem mit Speckscheiben bardiren. Endlich wird er an den Spieß gebracht und ohne Unterlaß mit höchstem Fleiß gedreht und begossen, auf daß er die etwas schwärzliche Farbe, so ihm eigen, verlieren und dafür ein schönes, braunes Ansehen gewinnen möge.

Wenn er nun seine gute Zeit am Feuer gewesen, so richtet man ihn auf silberner Schüssel der Gestalt an, daß der Hahn fein aufrecht sitzet. Es wird ihm sodann Kopf und Hals fein säuberlichst angeheftet und der Pürtzel mit den Schwanzfedern so besteckt, daß sie ein Rad bilden. Der Vogel erhält ein Sträußlein bunter Blumen in den Schnabel und der Rücken wird mit schönen Prunkschießlein und kunstvollen Ziernadeln geschmückt, während die Schüssel mit feingearbeiteter Bordüre aus Schmelzteig umlegt und mit allerlei wohlduftenden Blumen und Kräutern verziert und bekränzet wird.

Wenn nun die Zeit herankömmt, daß der Gang, welcher die Braten enthält, auf die Hochfürstliche Tafel gebracht werden soll, so folgen dem voranschreitenden Haushofmeister zwei fürstliche Leibjäger, sodann kommt Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht Leib-Laquai mit der Auerhahnschüssel, von zweien Kammerhusaren, so ihre Karabiner im Hang tragen, begleitet, während die sodann folgenden Bratenträger nur von denen Hof-Hatschieren escortirt sind.

Sobald die Flügelthüren des Speisesaales geöffnet werden, blasen die Zinkenisten Tusch, die Hofpauker schlagen Wirbel und die beiden Leibjäger lassen auf ihren Waldhörnern lustige Jagdfanfaren hören, mit denen sie continuiren, bis der Leibpage dem Leiblaquaien die Auerhahnenschüssel abgenommen und

solche vor Seiner Durchlaucht auf die Tafel gebracht hat.

Erst nachdem die sämmtlichen andern Braten, nachdem sie auf der Tafel gebührend paradirt, tranchirt und servirt worden, wird die Auerhahnschüssel durch den Leibpagen erhoben und zum Tranchirtisch gebracht, wo der Vorschneider ihn nach den Regeln der Kunst so zerlegt, daß an des Vogels Gestalt keine Aenderung bemerkbar, wobei besagte zwei Leibjäger wiederum mit lustigen Fanfaren und Jagdstücklein aufwarten.

Nachdem nunmehr das schöne Thier mit der Sorgfalt, welche dem Prachtstück Hochfürstlicher Tafel gebühret, behandelt worden ist, so — — — schmeiß es auf den Mist, denn fressen kann das harte, kienige Zeug kein Teufel nicht!

Hiebei wollte noch erzählen, wie Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht Herr Bruder, als er jüngst am hiesigen Hof zum Besuch gewesen, sich bei großer Festtafel, als gerade ein Auerhahn vor ihm gestanden, einen gar hardien Scherz erlaubt, welcher den ganzen Hof im ersten Moment in große Bestürzung versetzt.

Wenn Kurfürstliche Durchlaucht auch sehr gut einen Scherz vertragen und selbst nicht ungehalten werden, wenn solcher etwas derb und nicht so gar sauber ist, so unterscheiden Höchstdieselben doch sehr

wohl Ort, Zeit und Gelegenheit, und halten namentlich bei Festlichkeiten, zumal wenn Dames zugegen sind, gewaltig streng auf die Dehors.

Seiner Durchlaucht Herr Bruder hatten schon etwas tief in das Glas gesehen, als sie, ein Messer in der Hand haltend, Seine Kurfürstliche Durchlaucht fragten: „Wie kann man mit einem Messerstreich das Wort „Archévêque“ (Erzbischof) ausdrücken?“ Als Seine Durchlaucht solches nicht anzugeben wußten, schnitt der Baron mit Einem Zuge dem Auerhahn den stolzen Radschwanz ab und hielt ihm diese Zeichensprache entgegen. . . . . .

Seine Kurfürstliche Durchlaucht waren von diesem Witz so überrumpelt, daß Sie hell auflachten und sodann nicht mehr Zeit hatten, zornig zu werden.

Ganz so schlimm, wie Sr. Hochwürdigsten Durchlaucht wohlbestallter Hofmarschall es mit der Ungenießbarkeit des Auerhahns macht, ist es indeß nicht. Ich habe ihn, durch Herrn Midi in Münster zur Pastete verwendet, von nicht üblem Geschmack gefunden. Allerdings könntest Du darauf erwiedern, daß vor langen Zeiten schon der Koch des Herzogs von Bouillon, als dieser Prinz das ausgehungerte Bethüne vertheidigte, aus den Stulphandschuhen seines Herrn ein sehr wohlschmeckendes Frikassée bereitete, und daß

bei den feinen französischen Mischgerichten der Grundstoff überhaupt ganz nebensächlich sei. Andererseits kann ich nicht leugnen, daß Tante Fanny sich hartnäckig weigerte, dem Fleische eines Prachtexemplars, das ich erlegte, dem der Küster den Balg über die Ohren zog und das der Vikar für mich ausstopft — irgend eine kulinarische Verwendung zu geben. Ich vermuthe indeß, daß unsere gütige Wirthin das Werk des wohlbestallten Hofmarschalls gelesen hat und aus Familienpietät dessen Ansicht beistimmt.

Heute vor acht Tagen sind wir vereint, mit Ausnahme des Kapitäns, nach dem etwa eine Stunde von hier entfernten Dorfe Bigge, das zu Scharpenley gehört und wo Baron Gert Kirchenpatron ist, in das Hochamt gegangen. Der Erbherr hatte seine grüne Blouse abgelegt und erschien in einem grünen Jagdrock, der Vikar hatte sich in schwarze Gewänder gekleidet, und auch Tante Fanny war sonntäglich angethan. Alle sahen in ihren Festtagskleidern viel weniger hübsch aus, als in ihrer täglichen Tracht. Besonders zeichnete sich der Küster unvortheilhaft aus. Auch er glaubt beim Kirchgang, seinem geistlichen Amte angemessen, in Schwarz erscheinen zu müssen. Das wettergebräunte, schlaue Gesicht mit den hellen, keck umherspähenden Augen und dem dicken, rothen Backenbart, stimmt gar zu schlecht zu dem abgetragenen Leichenbitter-Kostüm, worin er sich

mit sichtbarem Zwang bewegt. Die ganze Erscheinung erinnerte mich an den Holzschnitt in dem Volksbüchlein „Reinecke Fuchs," auf dem dieser Schlauberger als Dorfschulmeister dargestellt ist, welcher den jungen Hasen seine Lektionen ertheilt.

Benna aber war an diesem gesegneten Morgen schöner, denn je. War es der schwarze Spitzenschleier, den sie über das Haar geworfen hatte und der dieses mild fromme Engelsköpfchen mit malerischen Falten so graziös umrahmte; war es die Morgenluft, welche die Wangen lebhafter färbte, die Augen heller strahlen und die Jugendfrische in ihrem vollen Zauber aufleuchten ließ, oder war es die Weite und Freiheit des Raumes, in welcher das reizende Ebenmaß ihres Wuchses, die vollendete Harmonie ihrer Bewegungen und die Elastizität ihres Dahinschreitens so wundervoll hervortrat: niemals werde ich den Zauber der Schönheit vergessen, welcher das herrliche Kind an diesem Morgen umstrahlte, niemals wird die Erinnerung des Genusses mir verloren gehen, den mir ihr Anblick gewährte, wie sie bergauf, bergab so voll Leichtigkeit und Grazie daherschritt.

Ernst und schweigend traten wir den Kirchgang an und schlugen den Fußweg ein, auf dem ich zum ersten Mal die Burg erstiegen hatte. Jenseits der Brücke folgten wir dem Laufe des lustig dahinrinnenden Bergwassers und kamen in eine Gegend, in die

uns die bisherigen Jagdzüge noch nicht geführt hatten. Die schmale Schlucht erweiterte sich allmählich und nach einer plötzlichen Wendung lag ein freundliches Thal vor uns. Die schroffen Felsen, welche bisher die Schlucht eingeschlossen hatten, wurden zu sanft ansteigenden wohl bebauten Berglehnen, und statt der schmalen Rasenstreifen, die sich am Bache hinzogen, begleiteten ihn hier üppige Wiesenflächen. Rechts am Wege liegt ein stattliches Gehöft, mit einem freundlichen und geräumigen Wohnhause und ansehnlichen Wirthschaftsgebäuden. Es ist der „Scharpenhof," der zur Burg Scharpenley gehörende Wirthschaftshof. Einen Büchsenschuß davon entfernt, auf der andern Seite des hier überbrückten Bergwassers, gewahrt man ein langes Mühlgebäude, an dem sich zwei mächtige Räder lustig drehen. Die „Biggermühle" ist gleichfalls ein Besitzthum Gert's, und das darüber auf steilem Felsen schwebende Kirchlein ist die „Biggerkluse," an welcher der Vikar und der Küster funktioniren. Im Hintergrunde gewahrt man die Kirche von Bigge, von einem Häufchen Häuser eng umlagert, an einer weit sich hinziehenden Berglehne.

Als wir am Gitterthor von Scharpenhof vorüberschritten, stand dort ein älterer, wohlbeleibter Mann in städtischer Tracht, deren müllergraue Farbe auf seine Profession schließen ließ. Bei unserm Erscheinen

war er sichtlich unangenehm überrascht. Sein Gesicht, mit gemeinen Zügen und von hochmüthigem Ausdruck, wurde dunkelroth. Er machte eine Art von Verbeugung und murmelte Etwas, das wie ein Gruß klang, auch erhob er zögernd die Hand zu dem bunten Quastenkäppchen, das er indeß nicht abnahm, sondern nur auf dem Struppkopf hin und her rieb; dann schritt er, mit den Händen in den Hosen, dem Hause zu. „Das ist mein Pächter Prott," sagte Gert, „ein grober und anmaßender Mann, dessen Reich nun Gottlob bald zu Ende ist."

Als wir den Bigger Kirchhof betraten, war dort ein großer Theil der Gemeinde versammelt. Mit Freundlichkeit grüßten Alle und traten ehrerbietig zur Seite. Die Leute waren ärmlich gekleidet, man sieht es ihren hagern, wetterbraunen und ernsten Zügen an, wie hart sie zu arbeiten haben, um dem wilden Gebirgslande und rauhen Klima die Bedürfnisse des Lebens abzugewinnen. Auffallend war mir der Ausdruck frommer Andacht, der sich während des Gottesdienstes nicht allein auf den Gesichtern der Frauen, sondern auch auf denen der Männer ausprägte.

Ehe wir die Kirche nach beendetem Gottesdienste verließen, kam der Herr Pastor, welcher inzwischen die priesterlichen Gewänder abgelegt hatte, an uns heran, um die Familie zu begrüßen. Es war ein alter, einfacher Mann, dem die Herzensgüte auf dem

Gesicht mit unverkennbaren Zügen geschrieben stand. Er erkundigte sich eifrig nach dem Kapitän, den er seinen lieben Freund und den eifrigsten Wohlthäter seiner armen Gemeinde nannte. Als wir über den Kirchhof gingen, traten die Bauern und Bäuerinnen an die einzelnen Familienmitglieder heran und besprachen sich mit ihnen. Mit ungeschminkter Freundlichkeit und weit entfernt von allem gemachten Wesen und dünkelvoller Herablassung, unterhielten sich die Herren und Damen in plattdeutscher Sprache, der sie vollkommen mächtig sind, mit den Dorfbewohnern. Benna hatte einen ganzen Schwarm junger Mädchen um sich, denen sie munter Red' und Antwort gab, während ein Kreis von Bauerburschen sie aus ehrerbietiger Ferne bewunderte.

Es war mir auffallend, daß der Heimweg eben so ernst und schweigsam zurückgelegt wurde, wie der Hinweg, und daß die Männer, welche sonst im Freien die Pfeife niemals ausgehen lassen, sich sogar des Rauchens enthielten. Es wurde mir indeß bald einleuchtend, daß diesen wahrhaft frommen Menschen der Kirchgang ein Theil des Gottesdienstes ist, der Hinweg ist ihnen eine Vorbereitung, der Heimweg ein Ausklingenlassen der heiligen Handlung.

Heute war unser Sonntagsmahl besonders üppig und höchst vergnügt. Gestern Abend war Freund Dertenkötter mit sehr stark belastetem Langohr ein-

gerückt. Das Weinchen schmeckte uns Allen ganz prächtig und der Korb mit den Provisionen war so inhaltsreich gewesen, daß Tante Fanny's Gesicht beim Abladen, dem ich zufällig beiwohnte, zwischen Freude und Bedenken in's Schwanken gerieth.

Ich habe vor, ein größeres Genrebild zu malen, „ein Frühstück im Walde," auf dem unsere Jagdgenossenschaft, unter alten Eichen gelagert, Burg Scharpenley nach dem Aquarell, welches ich für Dich vollendet habe, im Hintergrund, portraitirt werden soll. Ich habe eine ganze Reihe von Entwürfen gemacht und sie der Familie vorgelegt. Selbst der Kapitän, der mich bisher, so weit es ohne Unhöflichkeit möglich ist, völlig unbeachtet ließ, nahm an den Berathungen über diesen Gegenstand lebhaften Antheil. Seine Bemerkungen zeugten von großem Kunstverständniß und seine Ansicht gab den Ausschlag. Je mehr ich den alten Kapitän kennen lerne und mich an sein seltsames Aeußere, seine Schweigsamkeit und Unnahbarkeit gewöhne, um so mehr macht er mir den Eindruck eines bedeutenden Mannes. Welch' großes Verdienst hat er sich nicht um die Erziehung der Zwillingsbrüder erworben! Sie besitzen eine recht gute, allgemeine Bildung, sprechen fertig französisch und holländisch, und beschäftigen sich gern mit wissenschaftlicher Lektüre, woran hier kein Mangel ist, da der verstorbene Baron seine Bibliothek aus Soest

mit in die Berge genommen hat. Gert treibt land- und forstwissenschaftliche Studien, und Fried ist ein eifriger Forscher in westfälischer Geschichte. Tante Fanny, die zweifelsohne von Haus aus eine treffliche Erziehung genossen hat, wird auch wohl noch vom Kapitän gelernt, und auf Benna's Grundlage für die wissenschaftliche Bildung sehr vortheilhaft eingewirkt haben.

Der Sonntag Nachmittag wird von allen Mitgliedern der Familie der Lektüre und Korrespondenz gewidmet. Ich will dem Dertenkötter, der hier seine Sonntagsruhe gehalten hat, einen Brief an meinen Kommissionär in Düsseldorf mitgeben, um mir Malertuch und Blendrahmen zu verschaffen. Ich möchte neben dem Jagdbild noch das Portrait Benna's malen, Brustbild, zwei Drittel Lebensgröße. Bisher hatte ich noch nicht gewagt, mir dazu die Erlaubniß einzuholen. In Anbetracht der Schwierigkeit der Herbeischaffung der Materialien, will ich sie in duplo verschreiben, um im Fall eines Unglücks nicht aufgehalten zu werden.

Zu dem großen Bilde werde ich eine Menge Vorstudien machen müssen, welche eine tägliche Betheiligung an der Jagd fernerhin nicht gestatten werden. Ich hoffe damit fertig zu sein, auch eine Farbenskizze des Bildes vollendet zu haben, wenn ich die Materialien von Düsseldorf erhalte.

Weißt Du wohl, mein liebes Schwesterchen, daß

ich mich kindisch vor Tante Fanny fürchte? Schon zweimal nahm ich einen Anlauf zur Bitte, Benna malen zu dürfen, und zweimal verlor ich den Muth dazu.

Scharpenley, 3. April 1830.

Endlich sind Blendrahmen und Malertuch, Staffeleien und Farben aus Düsseldorf angekommen und ich werde nunmehr mit meinen Bildern beginnen können. Wie mich diese glatten, noch so jungfräulich kalten, unberührten Flächen reizen! Ein ausgehungerter Gourmand (ich meine einen „Vielesser," und nicht einen „Gourmet," einen „Gutesser") kann nicht mit mehr Eifer auf eine reichbesetzte Tafel zueilen, wie ich zu meinem Malerapparat. Und dennoch wäre die Erfüllung meiner Wünsche nahezu gänzlich gescheitert.

Von der Seite, von welcher ich Schwierigkeiten erwartet hatte, stieß ich auf gar keine. Tante Fanny gewährte mir die Bitte, die reizende Benna malen zu dürfen, sofort und ohne alles Bedenken. Dagegen stellten sich in Erlangung einer zum Atelier geeigneten Räumlichkeit die größten Schwierigkeiten entgegen. In dem ganzen alten Nest ist kein Zimmer zu finden, das auch nur annäherungsweise ein gutes Licht hat. Die kleinen grünen, in Blei gefaßten Scheiben, die schmalen Fenster, welche wie Schießscharten die

gewaltigen Mauern durchbrechen, die unglückselige Galerie, welche ihre Schatten in alle Stuben wirft, und endlich der Umstand, daß alle Fenster nach dem engen, durch hohe Gebäude verfinsterten Hofe sehen: wehren dem Himmelslicht allenthalben den Eingang. Nur die beiden über einander gelegenen Thurmzimmer, welche der Kapitän für sich hat herrichten lassen, sind als Atelier verwendbar. Keines der Gebäude wirft seinen Schatten hinein und ihre Lage nach Norden macht sie für den ganzen Tag benutzbar.

Bei der an Menschenscheu grenzenden Abgeschlossenheit des Kapitäns war indeß wenig Hoffnung vorhanden, daß er mir eines seiner Privatzimmer abtreten werde.

„Das obere Zimmer," sagte Tante Fanny, als wir über diesen Gegenstand uns beriethen, „dient ihm als Wohn- und Arbeitsstube; dort hat er sein ganzes Handwerkszeug, seine Vorräthe an Hölzern, seine begonnenen und vollendeten Schnitzereien, Holzmosaiken und eingelegten Arbeiten, sowie seine Drechselbank und andere Vorkehrungen. Das ganze Stübchen ist damit angefüllt und es sind darunter mancherlei Gegenstände, welche er, bei seiner an Mißtrauen grenzenden Schüchternheit, fremden Augen streng verborgen hält. Es würde seinerseits eine seltene, kaum zu erwartende Gefälligkeit sein, wenn er sich herbeiließe, dieses Zimmer in der Art auszuräumen, daß

Sie, Herr Hermann, für ihre Zwecke den nöthigen Platz gewönnen. Das untere Zimmer benutzt er als Schlafgemach und das würde er noch viel weniger hergeben. Ich weiß, daß er Sie, so wenig er es Ihnen gezeigt haben mag, sehr gern hat und an Ihren Arbeiten den allerlebhaftesten Antheil nimmt. Sein hypochondrischer Charakter, die Gleichförmigkeit seiner Lebensweise und die jahrelange Abgeschlossenheit lassen ihn indeß jede Annäherung fremder Elemente und jede Abweichung von den täglichen Vorkommnissen, als gewaltige Dinge von unübersteiglicher Schwierigkeit ansehen, die ihm im ersten Moment völlig unthunlich erscheinen, ihn verwirren und erschrecken. Wenn man ihm indeß Zeit läßt und ihn nach und nach zu dem hinführt, was man von ihm begehrt, so ist er jeder vernünftigen Vorstellung zugänglich und zeigt dann eine aufopfernde Gefälligkeit. Ich kann Ihnen, Herr Hermann, somit nicht heute oder morgen eine günstige Antwort versprechen, da ich nur allmählich mit meinen Wünschen hervortreten darf, aber ich zweifle keineswegs am Erfolg."

Tante Fanny kennt ihren wunderbaren Kostgänger. Am dritten Tage schon hatte er nachgegeben. Wie ein hartnäckiger Festungskommandant, welcher die Unhaltbarkeit des Platzes, den er vertheidigen soll, sehr wohl kennt und die Fruchtlosigkeit des Wider-

standes einsieht, dennoch Anfangs alle Unterhandlungen hochfahrend zurückweist und sich lange zornig sperrt, bis er den Parlamentair vor sich läßt und höchst widerwillig endlich mit seinen Kapitulationsbedingungen hervortritt: so machte es der Kapitän.

Seine Kapitulations-Bedingungen hießen:

1. Der Kapitän Natz räumt dem Maler Hermann sein Wohnzimmer ein für die Zeit, daß dieser an einem Jagdstück mit Portraits, sodann an dem Brustbild des Fräuleins Benna v. Scharpenley und endlich an einem zweiten Brustbild arbeitet, von welchem nachstehend die Rede sein wird.
2. Der Kapitän ist berechtigt, schnitzelnd und rauchend, zu jeder Zeit dem Malen zuzusehen.
3. Dem Maler Hermann ist es nicht gestattet, in jenem Zimmer einen andern Tabak, als holländischen zu rauchen, den der Kapitän ihm zur Disposition stellen wird.
4. Der Maler Hermann verpflichtet sich, ein Oelbild nach einem Miniaturgemälde, welches eine Dame vorstellt, in derselben Größe und in gleichem Format, in denen er das Portrait des Fräuleins Benna malen wird, in Arbeit zu nehmen und vor seiner Abreise dem Kapitän zu übergeben.
5. Es ist dem Maler Hermann nicht gestattet, von

dem Portrait dieser Dame irgend eine anderweitige Kopie zu nehmen, und wäre es die allergeringste Bleistiftskizze.

Freudig erregt begab ich mich sofort zum Kapitän. Da es gegen Mittag war, hockte er bereits auf seinem Lieblingssitz, in der Kaminecke der großen Halle am Feuer. Ich sagte ihm meinen herzlichen Dank für die mir gewährte Gunst und versprach, die mir gestellten Bedingungen auf das Gewissenhafteste inne zu halten.

„Ich habe schon geräumt," sagte er freundlicher, als er bisher mit mir geredet hatte. „Kommen Sie mit, Herr Hermann, und sehen Sie sich das Zimmer an."

Er führte mich die kleine Treppe rechts im Hintergrund der Halle hinan, durch eine ziemlich modern eingerichtete, aber öde aussehende Stube, in welche ich bisher noch nicht gekommen war. Sie wurde im Winter als Familienzimmer benutzt und bildete den Durchgang zum Thurm, zu dem eine schmale, im Tafelwerk ganz versteckte Thüre führte. Nachdem wir längere Zeit einer finstern und engen steinernen Wendeltreppe gefolgt waren, schloß der Kapitän eine Thür auf und wir traten in ein ziemlich geräumiges, rundes Zimmer, das einen sehr behaglichen Eindruck macht. Es ist von einem breiten, hochangebrachten Fenster sehr günstig beleuchtet, den Fußboden bedeckt

ein dicker Bastteppich und ein lustiges Feuer brauste in einem eisernen Ofen. Die Wände sind bis zur Schulterhöhe getäfelt, von da aufwärts mit einer einfachen dunkelgrünen Tapete bekleidet. Da, wo Täfelung und Tapete zusammenstoßen, läuft eine breite Konsole, welche durch musizirende Thiere getragen wird, rings um die Wand. Da ist der Bär mit dem Dudelsack, das Kameel mit der Handtrommel, der Affe mit dem Triangel, der Ochs mit dem Contrabaß, das Pferd mit der Trompete, der Hirsch mit dem Waldhorn und die Maus mit der Piccoloflöte u. s. w. Sämmtliche Figuren sind höchst charakteristisch in Gestalt und Haltung und bekunden die vollendete Technik des Künstlers. Davon zeugen auch die Arbeiten in den Medaillons, welche die einzelnen Felder schmücken. Diese Frucht- und Blumenstücke sind in halb erhabener Arbeit mit außerordentlichem Geschmack ausgeführt. Ich konnte nur bedauern, daß die Kunstwerke, welche wohl sonst die Konsolen zieren, hinweggeräumt waren und ich so die feineren Arbeiten des Kapitäns noch nicht bewundern durfte. Die verdrossene Beschämung, mit welcher sich der alte Herr zu den noch sichtbaren Kunstwerken bekannte, nahm mir indeß den Muth, ihn um Vorzeigung der fortgeräumten zu bitten. Ich hatte bisher seine Arbeiten gar nicht beachtet, weil ich sie für durchaus untergeordnete Spielereien hielt, um deretwegen ich

dem scheuen Manne nicht aufdringlich erscheinen mochte. Jetzt wurde ich eines Besseren belehrt und gewahrte, daß die Schnitzeleien, welche der Kapitän da unten am Feuer vorhatte, nur Anfänge, Arbeiten aus dem Rohen waren, während er die feineren Ausarbeitungen auf seinem Zimmer vollführte.

„Hier ist das Miniaturbild, welches Sie die Güte haben wollen, für mich zu kopiren," sagte der Kapitän. „Es ist von einem berühmten Meister in Oporto gemalt worden. Es giebt den Charakter des Originals durchaus treu, und auch die Formen sind meist ähnlich. Ich erlaube mir Ihnen indeß auch mehrere Schnitzwerke vorzulegen, welche dieselbe Dame darstellen. Die meisten dieser Büsten sind sehr mittelmäßig. Ich war zu der Zeit, als ich sie arbeitete, noch wenig geübt. Diese hier ist mir wohl am besten gelungen und giebt namentlich die Kopfform richtiger, als das Miniaturbild. Ich denke indeß, eins dieser Werke wird dem andern helfen, um Ihnen eine vollkommene Anschauung der Persönlichkeit zu geben."

Das Miniaturbild ist mit großer Virtuosität und ungemeiner Delikatesse auf Elfenbein gemalt und zeigt eine blonde, junge Dame von ungewöhnlicher Schönheit der Formen und Farben. Der schwarze Schleier und ein luftiges Gewand von naturfarbener Seide mit hellblauem Aufputz machen es höchst effektvoll. Ich werde große Mühe haben, den so zarten

und dennoch äußerst wahren Fleischton, welchen der Elfenbeingrund durch seine Glätte und Farbe protegirt, mit Oelfarben auf Leinwand wiederzugeben und fürchte, am alten Kapitän einen zwar kunstverständigen, aber sehr schwer zu befriedigenden Kritiker zu finden.

Morgen in aller Frühe werde ich meine Geräthschaften in das Thurmzimmer bringen lassen, da gegen zehn Uhr die erste Sitzung mit Fräulein Benna stattfinden soll.

Scharpenley, 8. April 1830.

Heute hatten wir die dritte Sitzung. Das kleine Fräulein saß mir, wie die beiden ersten Male, so auch heute, schweigend und geduldig gegenüber, wie ein Lamm auf dem Opfersteine. Die schönen Hände waren fest in den Schoß gelegt, und das zierliche Köpfchen verharrte mit rührender Pflichttreue in der von mir angegebenen Haltung. Ich habe bisher vergeblich sie ersucht, sich das Ding weniger schwer zu machen und mir, so wie dem Kapitän, ab und zu einen freundlichen Blick zu gönnen. Der alte Herr, mit seiner Schnitzerei in der Hand und der Thonpfeife im Munde, verläßt uns keinen Moment. Er verhält sich völlig schweigsam, schnitzelt aber wenig, da er meiner Arbeit mit großem Interesse folgt.

Ich habe dem Fräulein Benna eine Stellung abgelauscht, welche mir für ihr ruhiges, nachdenkliches Wesen besonders charakteristisch erscheint. Der Kopf ist, bei einer geringen Lehnung nach links-vorwärts, ziemlich scharf nach rechts gewendet, so daß er weniger als drei viertel Face zeigt und sich der Profilstellung nähert; das Auge blickt aufwärts, sinnend in die Ferne. Das Gesicht ist ernst, und selbst dem schönen Munde werde ich kein Lächeln geben. Mir ist keineswegs das Bedenkliche dieser Stellung fremd und ich würde wenige junge Damen so zu malen wagen. Köpfe mit vorherrschend naivem Gesichtsausdruck würden bei dieser Haltung gar leicht an Gänschen erinnern, die, ein kühles Schlückchen im Schnabel, stillvergnügt gen Himmel schauen.

Ich bin mehrfach bemüht gewesen, dem schönen Kinde bemerkbar zu machen, daß ein munteres Hin- und Herplaudern die Arbeit eher fördert, als stört. Sie sieht mich dann mit ihren klaren Augen verständig schüchtern an wie ein Reh, und gönnt mir das freundlichste Lächeln, dabei schüttelt sie aber fast unmerkbar das schöne Köpfchen und kein Wort findet den Weg über den frischen, rothen Mund, der doch so aussieht, als könne er gar vergnüglich plaudern. Ich habe dem holden verschämten Kinde gegenüber sicher noch nicht den rechten Ton getroffen. Der fremde Mann wird sehr langsam und allmählich vorgehen müssen, um ihr

Zutrauen einzuflößen und ihre beharrliche Zurückhaltung zu besiegen.

Scharpenley, 10. April 1830.

Heute war ich wieder einmal mit in die Berge gegangen. Es sollte sich indeß der alte Waidmannsspruch bewähren: „Alle Tage ist Jagdtag, aber nicht alle Tage Fangtag.“ Als wir ausgingen, kämpfte die Sonne mit einem dicken Nebel, der sie wie ein Vorhang von Löschpapier nur als eine schmutzig rothe Kugel durchschimmern ließ und die Gegenstände auf eine Entfernung von zehn Schritt unkenntlich machte. Wir hatten bis zum Nonnenbusch, wo wir die Hunde lösten, einen tüchtigen Marsch. Der Nebel aber stand noch wie eine Wand, und so kam es denn, daß das Reh zwischen mir und Gert durchbrach, ohne daß wir es zu Gesicht bekamen. Der Vikar blies: „Stopfen,“ bis er blau wurde, ohne daß die Meute abließ. Sie kläffte so eifrig auf der Fährte fort, daß man sicher sein konnte, sie erst nach Ablauf vieler Stunden wieder zu sehen. So frühstückten wir denn etwas mißmuthig unter dem Schutze eines weit überhängenden Felsen und ließen nur den „Rüenjungen“ mit dem Halbmond zurück, während wir durchnäßt und fröstelnd den Heimweg antraten.

Nachdem wir uns umgekleidet hatten, fanden wir

uns in der großen Halle zusammen. Der Kapitän hockte mit seiner Schnitzelei am Herde, die Brüder reinigten ihre Gewehre und ich gesellte mich, eine Cigarre rauchend, zu den Damen, welche an ihren Fensterplätzen die Spinnräder lustig schnurren ließen.

Nachdem Tante Fanny mit ihren klugen Augen schon mehrmals zu mir herübergeblinzelt hatte, begann sie die Unterhaltung.

„Herr Hermann! Sie waren so gütig, uns aus Ihren Mappen schon eine Menge fertiger und angefangener Sachen zu zeigen, Landschaften, Portraits, Thierstücke, Genrebilder und so fort, und das Alles mit so großem Fleiß und solcher Schönheit in Auffassung und Ausführung, daß es mir noch nicht klar geworden ist, zu welchem Fache der Kunst Sie sich eigentlich bekennen und in welche Richtung Sie Neigung und Talent vorzugsweise zieht."

„Sie meinen, gnädiges Fräulein, daß ich in meinen Bestrebungen zu breit und nicht tief und intensiv genug bin. Leider muß ich Ihnen darin Recht geben. Ich bin zu spät zu der Einsicht gekommen, daß die Kunst so lang und das Leben so kurz ist, daß man sich auf ein sehr enges Gebiet beschränken muß, um etwas Bedeutendes zu leisten. Wenn auch die Nothwendigkeit vorliegt, sich die Technik in allem Darstellbaren einigermaßen zu eigen zu machen, so

sollte man, nach Ueberwindung der Anfangsgründe, sich doch für ein bestimmtes Fach entscheiden und darin mit aller Energie vorwärts streben. Jugendeindrücke und ein längerer Aufenthalt in Italien machten mich für „Kirchenhistorie" schwärmen. Leider erkannte ich indeß, daß für dieses Fach mein Kompositionstalent nicht ausreicht und ich auch wohl nicht die naive Frömmigkeit besitze, deren der Künstler bedarf, um darin Meisterwerke zu schaffen. Es wird wohl das Portrait sein, worauf ich angewiesen bin."

„Auch ich habe mich in meiner Jugend mit Stift und Pinsel beschäftigt," sagte Tante Fanny, „und es ist mir recht schwer geworden, dieser schönen Beschäftigung zu entsagen. Ich hatte in Münster einen trefflichen, aber strengen Lehrer, welcher selbst den jungen Damen durchaus nichts schenkte und namentlich nicht eher zur Anfertigung von Bildchen und Bildern in Kreide oder Farben uns zuließ, bevor wir nicht im Zeichnen von Konturen nach Vorzeichnungen, Klötzen und Gypsmodellen es zu einiger Fertigkeit gebracht und die Grundbegriffe der Perspektive erfaßt hatten. Zu meinem Erstaunen sehe ich, daß man bei den Nönnchen in Dorsten den umgekehrten Weg einschlägt, und daß dort die jungen Mädchen tuschen und malen lernen, bevor sie zeichnen können."

"So malen Sie auch, Fräulein Benna?" rief

ich erstaunt aus, „und Sie haben mir noch kein Sterbenswörtchen davon gesagt.“

„Mein Gott,“ entgegnete das bescheidene Kind, „das Austuschen unserer Heiligenbildchen kann man doch nicht malen nennen und auch das mache ich noch schlecht genug.“

„Sie braucht sich ihrer Arbeiten nicht zu schämen,“ sagte die Tante mit dem Ausdruck mütterlichen Stolzes. „Reiche mir mein Andachtsbuch, liebes Kind. Es liegt dort auf dem Eckbrett. Ich will Herrn Hermann zeigen, was Du zuletzt im Kloster gemalt hast.“

Ueber und über erröthend und zögernd überreichte das holde Kind das Buch mit einer Miene, als stehe sie, eines argen Frevels beschuldigt, vor dem nothpeinlichen Halsgericht.

Fräulein Fanny übergab mir eines jener feingestochenen Heiligenbilder mit breitem, zierlich durchbrochenem Rande, mit denen unsere frommen Damen ihre Lieblingsstellen in den Gebetbüchern bezeichnen. Es war mit größter Sorgfalt kolorirt; die Farbengebung war zart und geschickt und zeugte von Sinn für Farbenharmonie. Ich sprach aus, was ich dachte, und forderte Fräulein Benna auf, mir noch mehr von ihren Arbeiten zu zeigen. Sie waren alle von derselben Art, mit derselben Sauberkeit, mit fester Hand, Verständniß und Geschmack ausgeführt. Ich

fragte das Fräulein, ob sie nicht Verlangen trüge, etwas selbstständiger in ihrer Kunst zu werden, statt sich mit dem bloßen Koloriren zu begnügen? Schüchtern erwiederte sie:

„Ich möchte gern zeichnen lernen, aber es ist Niemand im Kloster, der mich unterrichten könnte; Tante Fanny ist so fernsichtig, daß sie nur mit einer scharfen Brille lesen kann und ich allein bringe nichts Ordentliches fertig."

Ich ergriff mit großer Freude die zweite Gelegenheit, dem schönen Kinde näher zu treten und versicherte, daß es mich beglücken werde, wenn man meine Fähigkeit als Lehrer prüfen wolle.

Das kleine Fräulein erröthete; Tante Fanny machte einige Höflichkeitseinwendungen, welche ich indeß durch doppelte Höflichkeit besiegte, und der Zeichenkursus wurde beschlossen.

Scharpenley, 4. Mai 1830.

Meine Zeit ist so in Anspruch genommen, daß ich kaum noch Muße finde, meine detaillirten Berichte an Dich, meine liebe Schwester, fortzusetzen. Die Jagdzüge mit den Brüdern darf ich nicht zu oft ausfallen lassen, um die braven Jungen, welche in der liebenswürdigsten und kameradschaftlichsten Weise mit mir verkehren, nicht zu kränken. Zwei Stunden

täglich gehören meiner Lehrthätigkeit, die doppelte Zeit verwende ich an der Staffelei für meine beiden Portraits, und den Rest des Tages für das Jagdstück.

Die Kopie, welche ich für den Kapitän zu machen habe, gelingt mir über meine Erwartung. Es muß ein besonderer Zusammenhang zwischen diesem Bilde und dem alten Herrn obwalten. So oft er es betrachtet, verbreitet sich der Ausdruck milder Trauer über seine strengen Züge und ein sanftes Licht strahlt aus den sonst so kalten Augen. Welche Vergangenheit mag der wunderliche, schweigsame Mann hinter sich haben!

Das Portrait Benna's macht mir mehr Schwierigkeiten, wie je eins, das ich zuvor gemalt habe. Es ist nicht 'allein der Umstand, daß ich an mich eine strengere Anforderung stelle. Ein Hauptreiz Benna's ist, neben Formen- und Farbenschönheit, die große Lebhaftigkeit, mit welcher sich jede Bewegung ihrer Seele in den Zügen wiederspiegelt und den Gesichtsausdruck in fortwährendem Wechsel erhält. Ich habe den Zügen auf dem Bilde aber einen bestimmten Ausdruck zu geben, welcher für das schöne Kind charakteristisch ist und mit der Haltung und Färbung harmonisch wirken muß.

Welchen Eindruck ich auf Benna mache, weiß ich nicht. Ich beobachte nur, wie allmählich des süßen Kindes Scheu vor dem fremden Manne zu schwinden

beginnt und wie sie eine so aufmerksame, leicht auffassende und lernbegierige Schülerin ist, wie sie sich ein Lehrer nur wünschen mag. Wenn ich spreche, so hängen ihre Blicke an meinen Lippen, und wenn ich sie lobe, womit ich vorsichtig und sparsam bin, so erröthet sie freudestrahlend. Ihre feinen, schlanken Fingerchen, deren rosige Nägel die Gestalt der Haselnußschale haben, zeigen schon eine gewisse Sicherheit, ihr Auge erkennt Formen und Proportionen, und ihr schneller Verstand hat die hauptsächlichsten Regeln der Liniarperspektive richtig erfaßt. Nächstens werden wir hinausgehen und nach der Natur skizziren.

Rührend ist die zärtliche Liebe, mit welcher die beiden Brüder ihrem Schwesterchen begegnen. Gert's Auge ruht oft minutenlang mit dem Ausdruck stolzer Zärtlichkeit auf ihrem schönen Gesichte; er ist äußerst besorgt um ihre Gesundheit und betrachtet sie offenbar als ein sehr schönes, aber äußerst zerbrechliches Prachtstück. Wenn sie lustig und gewandt in den Bergen herumsteigt, so ist er um sie in fortwährender Angst und weicht nicht von ihrer Seite, um sie vor jedem Fehltritt zu bewahren. Fried zeigt sich weniger sorgsam, ich möchte sagen, weniger väterlich, aber kameradschaftlicher, mittheilsamer, geselliger und gemüthvoller. Er bleibt am Donnerstag, dem Tage, an welchem er Abends auf der Biggerkluse seine Gebete zu verrichten hat, meist von der Jagd zurück

und sieht dem Malen zu und wohnt dem Zeichenunterricht bei. Er zeigt überhaupt viel Sinn für ästhetische Dinge. An ihm hängt Benna und er an ihr, wie ich es noch nicht bei Geschwistern erlebt habe. Wir Drei haben uns nach und nach mehr und mehr zusammengefunden und bilden ein Kleeblatt, das mit jedem Tage unzertrennlicher wird.

Wie der Himmel in diesem rauhen Lande der Berge und der Wälder nur auf kurze Zeit ein ununterbrochenes Blau zeigt, so gewahre ich auch an unserm Freundschaftshimmel drohende Wolken aufsteigen. Sie offenbaren sich seit einiger Zeit in Gestalt eines nachdenklichen Zuges auf der sonst so glatten Stirn der Tante Fanny und in einer mehr reservirten Haltung dieser Dame mir gegenüber, welche vielleicht ganz absichtslos ist, die ich indeß doch herausfühle. Ich sehe der Tante Augen mit einer gewissen ängstlichen Spannung auf uns haften, wenn ich im eifrigen Gespräch meine Worte ausschließlich an Benna richte und das liebe Kind mir dann mit gespannter Aufmerksamkeit, ein vertrauensvolles Lächeln auf dem schönen Munde, zuhört. Aber fast zornig wird der Blick der Tante, und ein Zug der Unzufriedenheit zeigt ihr sonst so freundliches Gesicht, wenn ich einmal eine Frage direkt und unerwartet an meine reizende Schülerin richte und deren Wangen sich dann plötzlich rosenroth färben und darauf im tiefsten Purpur glühen.

Fürchtet Tante Fanny, daß ihr kleines Kloster-fräulein für den alten Malergesellen mit der hohen Schulter und den ungebührlich ausgereckten Extremitäten mehr fühlt als Respekt und achtungsvolle Freundschaft? Sträubt die tapfere Kluckhenne die Federn gegen den Habicht, der ihr niedliches Hühnchen bedroht?

Scharpenley, 11. Mai 1830.

Heute früh wurde die erste Aufnahme nach der Natur in's Werk gesetzt. Ich hatte mit Benna und Fried verabredet, bei guter Zeit auszuziehen. Unser Ziel war ein hochgelegenes, lauschiges Plätzchen an der Berglehne jenseits der Bigge, dem runden Thurm gegenüber, der wie ein riesiger Wächter, Sturm und Wetter trotzend, von seiner steilen Klippe zu uns herübersah. Auf diesen alten Burschen war es abgesehn; sein Portrait sollte das erste in dem zierlichen Skizzenbuche sein, das Benna nicht ohne große Verlegenheit von mir angenommen hatte und dessen Goldschnitt und Silberkrampen bei Tante Fanny Anstoß erregten.

Wir zogen unter Scherzen und Lachen aus. Voran Benna in einem breitkrämpigen Strohhut und in einem hellen Kattunkleidchen, das neidlos die reizenden Bewegungen der zierlichen Füßchen sehen ließ. Fried führte sie. Er war mit einer mächtigen Jagd-

tasche beladen, worin allerlei Frühstücksstoffe verborgen waren, und trug außerdem einen dicken Teppich, um den feuchten Rasen zu überdecken. Ich folgte mit dem ganzen Zeichen- und Malerapparat bepackt und behängt, und neben mir schritt Tante Fanny, um uns bis an das Burgthor zu geleiten. Da war ich so unbedacht, dem schönen Mädchen, das freudig erregt, leicht und graziös, wie eine Libelle, vor uns herschwebte, im Kunstenthusiasmus zuzurufen: „Fräulein Benna, meine erste Arbeit heute ist, Ihre reizende Erscheinung, so wie sie jetzt eben ist, auf dem Papier festzubannen."

Meine Worte waren kaum verhallt und kaum hatte das liebliche Kind, über und über erröthend, ihr lustig tänzelndes Tempo zu einem komisch ehrbaren Schritt herabgemäßigt, als die Stimme der Tante in sehr entschiedenem und etwas mißvergnügt scharfem Tone erklang. „Komm' noch einmal zurück, Benna! Hier vor dem Thore gewahre ich, daß, trotz des heitern Himmels und des Sonnenscheins, doch die Luft heute für Deinen Anzug viel zu kühl ist. Gehe schnell herein und ziehe Dein dunkelbraunes Winterkleid an."

Ohne auch nur durch eine Miene Unlust oder Widerstreben zu verrathen, eilte Benna in das Haus und erschien in wenigen Minuten in einem dicken Wollengewand von so ausreichender Länge, daß auch

beim schnellsten Schritt nicht die äußerste Fußspitze zum Vorschein kam. Aus der Libelle war ein Pappelschwärmer geworden. Die stumpfe Farbe stand zum zarten, frischen Teint abscheulich und der harte Stoff verdeckte mit seinem eckigen und gekniffenen Faltenwurf die reizenden Konturen der schönen Gestalt eben so neidisch, als das vorsommerliche Kattunkleidchen sie freundlich gewahren ließ. Ich müßte über die Maßen einfältig sein, hätte ich die disciplinarische Maßnahme der braven Tante nicht vollkommen verstanden. Benna dagegen hatte in ihrer arglosen Herzenseinfalt keine Ahnung von dem Zweck ihrer Metamorphose und schritt wieder in unbefangener Heiterkeit neben ihrem Bruder dahin. Fried aber mochte wohl merken, daß ich ob der empfangenen Lektion nachdenklich geworden war. Mit vielem Takt die tiefere Bedeutung der Sache ignorirend, sagte er: „In der Mittagssonne wird das dicke Winterkleid meiner Schwester zu warm werden."

Ich hielt es denn für das Klügste, mich dieser Auslegung anzuschließen, gewann dann auch sehr bald meine heitere Laune wieder, und das munterste Gespräch verkürzte den Weg. Die halbrunde Einbuchtung eines kleinen Birkengehölzes nahm uns auf. Vor uns senkte sich eine Trift sanft zu dem Bette des Waldbachs nieder, dessen Wasser klar und durchsichtig, wie flüssiges Glas, schnell und polternd zwi-

schen Steinen und Wurzelwerk dahinschoß. Wie eine schillernde Schlange, hier blau, wo sich der Himmel, dort grün, wo sich das Moos des Ufers, die Blätter und Ranken des überhängenden Gebüsches in ihm spiegelten, und weiß, wo er schäumend über die Felsen dahinschoß, wand sich das Wildwasser um den Fuß des Bergkegels, der die Burg trägt. Gewaltige Eichen- und Buchenriesen ragen am jenseitigen Ufer über das üppige Unterholz empor, zwischen dem hindurch nacktes Gestein und Felszacken schroff und und kantig zu Tage treten. Von der Burg sah man zunächst den hohen, runden Thurm, dann, als zurückgehende Schenkel, zinnengekrönte Mauern, die links im dicken, vierkantigen Eckthurm, und rechts im Thorbau enden.

Wir etablirten uns auf einer Rasenerhöhung, welche, mit dem Teppich überdeckt, einen prächtigen Divan abgab. Hinter ihm pflanzte ich den gewaltigen Malerschirm auf, der groß genug war, mich und meine Schülerin zu überschatten. Meines Feldstuhls bediente sich Fried, der aus dem Hasenbehälter seiner Jagdtasche den Balg eines Edelfalken und die zum Ausstopfen nöthigen Materialien und Instrumente vorbrachte und sich dann sofort an die Arbeit machte, welche ihm leicht von Statten ging.

Inzwischen hatten Benna und ich auch schon

fleißig Hand an unser Werk gelegt. Aber es währte nicht lange, so bemerkte ich, daß die Hand meiner Schülerin die Sicherheit verlor, daß der Stift nicht mehr dem Willen folgte, daß die zierlichen Finger endlich planlos auf dem Papier umher irrten. Meine belehrenden Worte besserten nichts und als ich endlich mit meiner Hand zu Hülfe eilte .... da wurde auch ich von dieser Unsicherheit, von dieser Unruhe, von diesem Taumel mit ergriffen. Warum durchrieselte mich so plötzlich ein seltsam süßes Gefühl, das von den Fingerspitzen, als sie Benna's Hand berührten, mir glühend heiß zum Herzen strömte? Warum erbebte die liebliche Gestalt neben mir und weshalb flog über ihr liebliches Gesichtchen jener verrätherische Rosenschimmer? Warum entfiel der Stift ihrer Hand, während ich, in der Absicht, die Spitze des Thurmes, welche Benna gar schief aufgesetzt hatte, zu corrigiren, einen dicken, zitterigen Strich durch den halben Thurm zog, ein Riß, von dem der alte, feste Bursche auch nicht die Spur zeigte? Warum schwanden plötzlich die alte Burg, die maifrischen Bäume, die grünen Wiesen und Weiden, der farbenschillernde Bach und der lachende Himmel vor meinen Blicken, die nichts mehr gewahrten als Benna, die in holder Scham erglühte Benna, die leise zitternd mit niedergeschlagenen Augen neben mir saß? Warum?

„Im wunderschönen Monat Mai,
„Als alle Knospen sprangen,
„Da ist in unsern Herzen auch
„Die Liebe aufgegangen!"

Nachdem wir so eine Zeit, für die ich kein Maß anzugeben vermag, gesessen hatten, begegneten sich unsere Augen, aber es genügte, um uns das Wunder zu bestätigen, das wir soeben erlebt hatten. Damit gewann ich Ruhe und Fassung. Ich nahm ihr das Skizzenbuch aus der bebenden Hand, die ich mir nicht erwehren konnte, zärtlich zu küssen, und vollendete die Skizze, welche wohl nicht eben meisterlich ausfiel, während Benna vergeblich bemüht war, ihre Aufregung zu beherrschen.

Fried, eifrig mit dem Ausstopfen seines Vogels beschäftigt und ein Jägerlied vor sich hinpfeifend, hatte von dem ganzen Vorgang nichts bemerkt. Wie sehr mein Herz noch immer pochte, so hatte ich doch äußerlich meine Ruhe wiedergewonnen. Ich fühlte die Nothwendigkeit, Benna zu verlassen und sie aus einer Lage zu erlösen, welche für das arme Kind augenscheinlich im höchsten Grade peinigend war. Dafür sprach ihr Erröthen und Erbleichen, das leise Zucken der Lippen und der flehende Blick des thränenfeuchten Auges. Mir aber fehlte die Kraft, mich von dem bezaubernden Bilde abzuwenden; ich war wie auf den Fleck gebannt.

Da erscholl durch den Wald Gert's gewaltiger Jagdruf. „Taho-ju!" hallte es durch die Berge; „Taho-ju!" tönte das Echo von Scharpenley's Klippen zurück. Und der Bann war gebrochen. Als Fred seinen weitschallenden Gegenruf hören ließ, war ich schon aufgesprungen und meine Antwort stimmte in die seinige so kräftig ein, daß nicht blos des Burgbergs Echo wachgerufen wurde, sondern auch die Berge ringsum zum dritten und vierten Male den Ruf zurückgaben.

Gert, von einem Vorstehhunde begleitet und wie immer in vollem Jagdanzuge, erschien am Saume des Gehölzes. Als er zu uns herantrat, müssen die Symptome maienhafter Liebesseligkeit schon von uns gewichen sein, denn Gert fragte völlig unbefangen, ob wir schon gefrühstückt hätten. „Wenn nicht, so packt aus, mich hungert gewaltig."

„Dem Manne kann geholfen werden," antwortete ich. Mit großem Eifer räumte ich das Malergeräth zusammen, während Benna sich beeilte Brod, Butter, Käse und kaltes Fleisch auszupacken, zu vertheilen und uns den Weinkrug zu kredenzen. Bei der reellen Beschäftigung des Essens fanden wir vollends das Gleichgewicht.

Gert machte den Vorschlag, mit ihm auf einem Umwege heimzukehren. Erst kurz vor dem Essen kamen wir, nach einem sehr anmuthigen Spaziergang, zur Burg.

Doch jetzt, meine theure Schwester, muß ich Dir nothgedrungen „Gute Nacht" sagen. Amor will mir nicht länger die Fackel halten, das heißt: mein einsames Talglicht flackert in den letzten Zügen, ich kann die Buchstaben nicht mehr unterscheiden, es wird im nächsten Momente im Finstern sitzen

Dein Hermann.

Viertes Kapitel.

Wie Benna's und Hermanns Liebesgeschichte sich glorreich entwickelt. — Der Kapitän kehrt gegen den Pächter Prott das Rauhe heraus.

Graf Hermann Balk an seine Schwester Frau v. Schall.

Scharpenley, 12. Mai 1830.

Während des gestrigen Mittagessens war der Tante Fanny eine ungewöhnliche Erregtheit in Benna's Wesen aufgefallen, auch war ihr nicht entgangen, daß ich vermied, mich im Gespräch direkt an die junge Dame zu wenden. Sie forderte gleich nach Tische die Nichte auf mit ihr einen Rundgang durch den Garten zu machen. Nicht lange nachher sah ich das arme Kind mit tief herab geneigtem Köpfchen aus dem Garten zurückkommen. Sie glich einer Blume, deren Kelch zum ersten Male ein rauher Sturm zur Erde beugte. Ich sprang auf, eilte dem langsam dahin schreitenden Mädchen entgegen und war an seiner Seite, ehe es mich bemerkt hatte.

„Benna," sagte ich, „Sie sehen so betrübt aus, während mich dünkt, ich müsse vor Herzensfreude die ganze Welt umarmen!"

Sie erschrak heftig beim Ton meiner Stimme und machte eine Bewegung, als wolle sie sofort die Flucht ergreifen. Ich aber ergriff ihre Hand und, dieselbe fest in der meinigen haltend, neigte ich mich zu ihr herab und sagte bittend:

„Fräulein Benna, was mir heute morgen Ihre Augen verrathen haben, lassen Sie mich es jetzt durch Ihren Mund hören. Lassen Sie mich wissen, ob ich ein Recht habe zu hoffen, daß Ihr Herz das meinige gesucht und heute in jenem seligen Augenblick gefunden hat?"

Noch tiefer senkte sich das thränenbethaute Gesichtchen und leise, kaum hörbar, stammelten die Lippen das Wort, das einzige Wort, das ich so sehnsuchtsvoll zu hören begehrte, das kurze Wörtchen: „Ja!"

Daß ich im Uebermaß meines Entzückens keinen Luftsatz machte, daß ich mich nicht mitten auf dem kleinen Hofe vor der Hausthür der Dame meines Herzens zu Füßen warf; daß ich sie nicht im Triumph emporhob und mit dem Rufe: „Sie ist mein!" in die Halle trug: das verdanke ich nicht meiner Fassung, sondern lediglich dem Thränenstrom, welcher sich von Neuem über Benna's glühende Wangen ergoß. Die Ursache dieser Thränen zu erforschen, schien mir meine nächste Pflicht.

Nach kurzem Zögern gestand mir Benna, die Tante habe ihr vorgehalten, daß sich zwischen uns beiden eine Vertraulichkeit herausgebildet habe, wie sie zwischen einem jungen Mädchen und einem fremden Herrn nicht statthaft erscheine. Sie hatte dann geforscht, ob heute etwas Ungewöhnliches zwischen uns vorgefallen sei. Die Nichte hatte den verbrecherischen Handkuß gestanden, worauf die Tante sie belehrt, daß ein Handkuß an sich nichts so gar Schlimmes sei, es dabei jedoch gewaltig auf die Bedeutung ankomme, welche der Küssende in diese Handlung lege, und auf das Gefühl, mit welchem die Geküßte ihn empfange.

„Als ich darauf sehr roth und verlegen wurde und nichts zu entgegnen wußte," erzählte die kleine Sünderin weiter, „wurde die Tante alles Ernstes böse und sagte, es sei für mich die höchste Zeit in mein Kloster zu den Nonnen nach Dorsten zurück zu kehren. Es gäbe dort noch viele Dinge zu lernen, welche für mich nützlicher wären, als der Zeichenunterricht. Ich solle mich bereit halten morgen schon mit Gert abzureisen. Aber, bitte! bitte! Herr Hermann, gehen Sie jetzt schnell vor mir in das Haus, die Tante kommt sogleich aus dem Garten und darf mich in Ihrer Gesellschaft nicht sehen."

Es war mir allerdings unangenehm, mich wie ein Dieb fortzuschleichen, wo ich als redlicher, ehren-

ſeſter Bewerber um den koſtbaren Schatz ohne Scheu hervortreten konnte. Mein armes Täubchen war indeß ſo erſchüttert und wirr, ihre Thränen und flehenden Bitten aber hatten mich ſelbſt ſo weich geſtimmt, daß ich es nicht über das Herz bringen konnte, ihre Angſt und Noth auch nur noch für einen Moment zu verlängern. Ich verſchwand ſomit im Augenblick, als Bergmann, — der Tante Lieblingsdächſel und ihr ſteter Begleiter, ſobald ſie das Haus verließ, — auf dem Hofe erſchien. Ich ließ mich in der Halle nieder in der beſtimmten Erwartung, daß das Fräulein dort ſehr bald erſcheinen werde. Ich hatte mich wiederholentlich auf eine angemeſſene Bewerbungsrede vorbereitet und ſie bereits vielfältig aus dem Erhabenen in's Naive, und vom Seriöſen in das Scherzhafte übertragen, ohne daß einer der Hausgenoſſen, außer der Köchin, ſich blicken ließ. Endlich wurde zum Eſſen geläutet. Die Tiſchgenoſſen ſtellten ſich mit hergebrachter Pünktlichkeit ein. Die Mahlzeit aber ging ungewöhnlich ſtille vorüber und, gegen ſonſtigen Hausgebrauch, verließen, gleich nachdem der Küſter nach der Litanei ſein „Amen" geſprochen, Alle, mit Ausnahme der Tante Fanny, das Gemach. Dieſe hatte ſich nicht ohne eine gewiſſe Feierlichkeit in ihrem ganzen Weſen wiederum an der Tafel niedergelaſſen und forderte mich durch eine Handbewegung auf, ihr gegenüber Platz zu nehmen.

Bei all' meinem guten Gewissen und wiewohl ich selbst die Unterredung lebhaft wünschte, so war mir doch ähnlich zu Muthe, wie wenn vor Jahren der Herr Hauslehrer eine nothpeinliche Untersuchung unter vier Augen für nöthig erachtete, irgend eines Dummenjungenstreiches wegen, den ich hatte auslaufen lassen. Es kostete mir, dem dreißigjährigen Knaben, nicht wenig Mühe, ruhig und unbefangen zu erscheinen.

„Herr Hermann," hub die Dame in mildem Tone an, in welchem sich indeß die Gemüthsbewegung durch leichtes Vibriren der Stimme geltend machte, „Sie werden es einer alten Frau, welche ein hartes und an trüben Erfahrungen reiches Leben hinter sich hat, nicht verargen, wenn sie einige ernste Worte an Sie richtet, und in einer delikaten Angelegenheit vertrauensvoll Ihren Beistand erbittet.

„Seit einiger Zeit hatte ich im Wesen meiner Nichte eine Veränderung bemerkt; dem Grunde derselben nachforschend, gewann ich zu meinem Schrecken mehr und mehr die Ueberzeugung, daß dieses kleine Mädchen, welches kaum die Kinderschuhe ausgetreten hat, auf dem besten Wege ist sich in ihren Lehrer, in Sie, Herr Hermann, zu verlieben. Heute fiel mir Benna durch ihre Erregtheit und namentlich durch eine große Befangenheit, Ihnen gegenüber, auf. Ich hielt mich verpflichtet, mir über den Grund dieser

bedenklichen Zeichen Gewißheit zu verschaffen. Eine Unterredung mit dem lieben Kinde machte jedem Zweifel ein Ende. In Folge dessen halte ich es für angemessen, Benna schleunigst in das Kloster zurückzuschicken. Bei der großen Jugend der Kleinen wird die aufkeimende Neigung bald ersterben, wenn ihr die Nahrung entzogen wird.

„Es stellt sich indeß der sofortigen Abreise eine Schwierigkeit entgegen. Ich befürchte, daß die Nonnen, welche einen Bau zur Vergrößerung ihrer Wohnräume angefangen haben und deshalb in ihren Lokalitäten zur Zeit wahrscheinlich sehr beschränkt sind, durch die unerwartete Ankunft meiner Nichte in Verlegenheit gerathen könnten. Ich möchte dieselben deshalb vorher avertiren. Dadurch aber wird Benna's Abreise um einige Tage verzögert werden. Ohne diesen Umstand würde ich Sie, Herr Hermann, nicht mit dem Herzensgeheimniß unseres lieben, kleinen Schulmädchens belästigt haben, so aber schien es mir geboten, an Sie die Bitte zu richten, für diese wenigen Tage Ihres Zusammenseins mit Benna, Alles recht sorgfältig vermeiden zu wollen, wodurch das Kind in seinen thörichten Gefühlen bestärkt werden könnte, somit auch den Unterricht aufzugeben."

„Mein gnädiges Fräulein," erwiederte ich, „ich danke Ihnen für das Vertrauen, welches Sie mir durch Ihre Mittheilung beweisen. Gestatten Sie,

daß ich diesen Augenblick einer Unterredung unter vier Augen, wonach ich mich den ganzen Nachmittag gesehnt habe, als den geeigneten betrachte, gleichzeitig mit einem Geständniß und mit einer Bitte vor Sie zu treten.

„Meine Beziehungen zu Fräulein Benna haben bis zum heutigen Tage weder die eines verehrenden Freundes, noch die eines durch die Aufmerksamkeit und das Talent seiner Schülerin beglückten Lehrers im Entferntesten überschritten. Allerdings fühlte ich, je mehr mir Gelegenheit wurde, die junge Dame kennen zu lernen, daß es nicht gefahrlos sei, mich dem Zauber eines Wesens hinzugeben, das mit einem frommen Gemüth und reinem Herzen, so hellen Verstand, so große Anmuth und so vielen Liebreiz verbindet. Ich glaubte indeß der Gefahr trotzen zu können, weil sie nur auf meiner Seite obwalte. Ich erwartete mit Bestimmtheit, daß der Unterschied der Jahre und meine unschöne Persönlichkeit genügten, um jedes Gefühl eines weiblichen Wesens, das über Freundschaft hinausgehe, niederzuhalten.

„Heute zum ersten Male glaubte ich zu bemerken, daß die Gefühle, welche ich für Benna hege, in gleicher Art erwiedert würden. Zu meinem unbeschreiblichen Entzücken gab mir das süße Kind Gewißheit.

„Dies, mein gnädiges Fräulein, ist mein Geständniß. Diesem schließt sich die Frage an, ob ich

hoffen darf das Kleinod zu erringen, dessen Besitz für mich das höchste Lebensglück sein würde."

Ich hatte mit dem vollen Eifer leidenschaftlicher Erregung gesprochen und darüber war mir der Eindruck entgangen, den meine Worte auf Tante Fanny hervorriefen. Als ich jetzt schwieg und mein Schicksal aus ihren Zügen im Voraus zu errathen strebte, da wurde ich zu meiner Ernüchterung inne, daß nichts, was mir hätte Hoffnung geben können, sondern nur die bestimmteste Verneinung in den Zügen geschrieben stand. Nicht einmal eine Miene, welche auf Unsicherheit und Zweifel hingedeutet hätte, war zu finden. Mit vieler Freundlichkeit und einigem Bedauern antwortete die kleine Dame, deren Stimme, wenn auch leise, dennoch ruhig und sicher klang:

„Meine Nichte ist ganz mittellos. Sie hat für die Zukunft keine andere Stütze, als die Brüder, und keine andere Zufluchtsstätte, als dieses alte, arme, öde Haus. Es würde mir eine Herzensberuhigung sein, könnte ich sie, je eher, je lieber, dem Schutze eines rechtschaffenen, tüchtigen Mannes übergeben. Sie, Herr Hermann, sind mir vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an als ein solcher erschienen, und ich würde des lieben Kindes Zukunft gern Ihnen anvertraut sehen, wenn Ihrer Werbung nicht ein Umstand entgegenträte. Sie werden denselben vielleicht als thörichtes Vorurtheil verwerfen, uns aber

erscheint er von entscheidender Wichtigkeit. Noch niemals hat ein Mitglied der Familie Scharpenley eine nicht standesgemäße eheliche Verbindung geschlossen, und unserer Väter Brauch und Sitte mögen wir nicht brechen. Wir Westfalen sind ein Volk, das mit Zähigkeit, und, was noch höher steht, mit Ehrfurcht, angestammten Brauch und angestammtes Recht wahrt und bewahrt, und dabei wollen wir auch bleiben und, wenn Gott es will, um dessentwillen Leid und Armuth tragen."

„Nicht unter allen Umständen sehe ich den angeführten Grund als ein thörichtes Vorurtheil an," entgegnete ich. „Meines Erachtens kömmt es dabei vornehmlich auf die Auffassung an, welche über die Standesunterschiede in der Familie, unter den Standesgenossen und endlich im Volke herrscht.

„Gestatten Sie mir, mein gnädiges Fräulein, eine Frage. Dürfte ich, wie ich hier vor Ihnen stehe, auf Ihre und der Ihrigen Zustimmung meiner Bewerbung rechnen, wenn ich einer alten, untadelhaften Adelsfamilie angehörte? Liegt, außer dem genannten Grunde, kein anderer vor, der vielleicht aus Artigkeit nicht berührt wird, der aber dennoch nicht weniger bei der Abweisung mitwirkt?"

Du kannst Dir wohl denken, mein liebes Schwesterchen, daß mir bei dieser Frage lediglich meine körperliche Verunstaltung, mein leidiger Verdruß und das

affenartige Uebermaß meiner Arme und Beine im Sinne lag. Der Tante Fanny gegenüber, welche an ähnlichen Manquements, oder richtiger gesagt, „surabondances“ leidet, konnte ich mich nicht wohl deutlicher ausdrücken.

„Ich, Herr Hermann, habe keinen anderen Grund, und möchte dafür einstehen, daß auch bei den übrigen Mitgliedern der Familie kein anderer Grund vorliegt.“

„Dann bin ich ein glücklicher Mensch, mein gnädiges Fräulein!“ rief ich freudig aus. „Mein Name ist Hermann, Graf Balk. Verzeihen Sie, daß ich es gewagt habe, unter Verschweigung meines vollen Namens und meiner Lebensstellung, wenn gleich unter Mitwissenschaft Wilbring's, die Gastfreundschaft Ihres Hauses in Anspruch zu nehmen. Der Beweggrund ist ein sehr einfacher. Meine Familie ist, wie Ihnen nicht unbekannt sein dürfte, reich begütert, ich bin der Stammherr und seit mehreren Jahren im Besitz des Majorats. Diese äußerlichen Glücksumstände veranlassen eine Menge Leute, mich mit einer Umständlichkeit und einer geflissentlichen Freundlichkeit zu behandeln, welche meiner Lebensstellung, aber nicht mir gilt. Ich bin es recht bald müde geworden, mit meinem eigentlichen „Ich“ neben dem reichen Majoratsherrn stets die zweite Rolle zu spielen. Andere Leute, mit denen ich gerne verkehren

möchte, weichen dem Herrn Grafen aus, weil sie nicht Lust haben Komplimente zu machen, ohne welche, wie sie glauben, bei einem Grafen es sich nicht thun lasse, oder weil sie meinen dem verwöhnten Manne alle Lebensgenüsse bieten zu müssen, welche ihm sein Reichthum zuwirft. Darum bin ich dem Münsterlande entlaufen und habe als Maler Hermann die Düsseldorfer Akademie besucht. Von allen meinen Bekannten wußte nur Wilbring von meinem Inkognito. Als ich hierher zur Jagd zu gehen wünschte, schlug mir mein Freund vor, dasselbe beizubehalten, worauf ich gern eingegangen bin.

„Ich werde mein ganzes Leben hindurch darauf stolz sein, mir als Maler Hermann die Liebe desjenigen Weibes erworben zu haben, welches alle Mädchen, die ich jemals sah, an Schönheit und Liebenswürdigkeit so weit überragt."

„Sie sind ein böser Mann, Graf Balk," sagte die Tante, welche sich, mit der schnellen Fassung charakterstarker Damen, sofort von ihrem ersten Erstaunen über die unerwartete Entwickelung erholt hatte, indem sie drohend den Finger erhob. „Wäre ich nicht eine so gutmüthige Person, so würde ich es Ihnen nimmermehr verzeihen, daß Sie wochenlang mit uns Komödie gespielt haben. Nach meiner Ansicht ist jedes Verläugnen und Aufgeben der

Lebensstellung ein Unrecht. Was Einer ist, das muß er vor Jedermann sein, und was er nicht ist, niemals vorstellen wollen. Jeder Stand hat seine Rechte und seine Pflichten, seine Freuden und seine Plagen. Das Eine in rechter Art sich zu Nutzen machen und zu genießen, das Andere mit Treue erfüllen und mit Würde tragen, muß eines Jeden Streben sein. Wer aber seines Standes Lasten nicht tragen mag, dagegen von den andern Ständen sich die Annehmlichkeiten anmaßt, ist ein Egoist. Es geziemt Keinem den Posten zu verlassen, auf den das Geschick ihn stellte; wer es thut, wird zum Deserteur! Das ist meine Auffassung. Doch nichts für ungut! Hier, nehmen Sie meine Hand, Graf Balk! Seien Sie mir auf's Neue willkommen, jetzt als Majoratsherr, wie Sie es mir als Maler gewesen sind. Ich nehme keinen Moment Anstand, Ihnen zu sagen, wie von Herzen froh und glücklich ich über Benna's Zukunft bin, die sich glücklicher gestaltet, als ich jemals zu träumen gewagt habe.

„Sie werden es seltsam finden, daß ich in dieser Angelegenheit mich benehme, als sei ich Benna's Mutter und die Gebieterin des Hauses, wiewohl ich nur deren Tante und meines Neffen Haushälterin bin. Wie klein auch dessen Besitzthum, so ist er doch als Stammherr das Haupt der Familie, und er, nicht ich, hat über Benna's Hand zu verfügen. Aber

ich glaube Gert's Ansichten genau zu kennen, und bin überzeugt, daß er in gleichem Maße, wie ich, sich freuen wird, des lieben Kindes Geschick in Ihre Hand zu legen.

„Und nun gute Nacht! Morgen früh wird, vermuthe ich, die Zeichenstunde ausfallen und der Maler Hermann der Kleinen erzählen, wie er über Nacht Graf Balk geworden ist. Es treibt mich, das liebe Kind von der völligen Veränderung der Sachlage noch heute zu unterrichten, um die bitteren Stunden gut zu machen, welche ich ihr heute bereitet habe, und das kleine Herzchen mit Freuden zu erfüllen. Es würde indeß grausam sein, Ihnen das Glück zu rauben, selbst der Ueberbringer einer so frohen Botschaft zu sein."

Als ich heute voller Ungeduld in die Halle kam, fand ich dort die Tante, Gert und Fried vor. Gert kam mir entgegen und sagte mir (wobei mehr im Ton seiner Stimme, als in den Worten ein leiser Vorwurf durchklang), daß Tante Fanny ihn von meinen Verhältnissen und meiner Bewerbung unterrichtet habe. Ich bat ihn um Verzeihung, der Maske wegen, unter welcher ich sein Haus betreten, und hielt in aller Form um die Hand seiner Schwester an.

Er ertheilte mir die Genehmigung mit herzlicher Freundlichkeit und vieler Würde, eben so weit ent-

fernt von falſchem Pathos, wie von gemachter Sentimentalität.

Benna wurde ſodann gerufen. Von holder Scham übergoſſen, gewährte ſie mir den Verlobungskuß.

Als der Kapitän ſpäter zum Vorſchein kam, war er bereits über die Vorgänge vollkommen unterrichtet. „Gott ſegne Sie, Herr Graf," ſagte er mit mehr Gefühl, als ich dem Manne zugetraut hätte, „und ſchenke Ihnen ſo viel Glück, als Benna verdient."

Die Zeichenſtunde fiel aus. Ich entwarf dafür meinem holden Bräutchen ein getreues Bild meines Herzens, fand aber keine Farben, die glänzend genug geweſen wären, um ihr mein Glück zu ſchildern. Was ich ſonſt noch meiner kleinen, reizenden Schülerin vordocirt haben mag und welche Erwiederungen ich von ihrem ſüßen Munde erhielt, will mir jetzt durchaus nicht mehr einfallen. So viel aber kann ich Dir, mein liebes Schweſterchen, verſichern, daß wir am Schluß der Stunde einig und zufrieden waren.

Nachmittags hatte ich mit Gert eine Unterredung. Er theilte mir mit, daß er ſchon ſeit längerer Zeit mit Fräulein Huberta v. Bredenoll, der Tochter des Domainen-Rentmeiſters zu Kloſter Dalheim, im Stillen, jedoch unter Mitwiſſenſchaft und Billigung der beiderſeitigen Anverwandten, verlobt ſei. Seinem Glücke habe bisher der Finanzpunkt im Wege geſtanden. Mit der zu Michaelis bevorſtehenden Ueber-

nahme von Scharpenley und Biggermühl würde dieser indeß geregelt sein. Er denke bald nach Johanni seine Verlobung zu veröffentlichen und Mitte Oktober sein Bräutchen heimzuführen.

„Es liegt mir und den Meinigen daran, daß auch Sie, lieber Hermann," fuhr Gert fort, „Ihre Verlobung über den ersten Juni hinaus nicht in die Oeffentlichkeit dringen lassen, und daß Sie die Zeit über, welche Sie jetzt noch bei uns verweilen, der Maler Hermann bleiben. Es würde uns Allen erfreulich sein, wenn Ihre und meine Vermählung hier und an demselben Tage gefeiert würde. Ich hoffe meine künftigen Schwiegereltern für dieses Projekt zu gewinnen. Da ich mich für die Zukunft der Landwirthschaft aus allen Kräften anzunehmen gedenke, so werde ich mit meiner jungen Frau nicht hier auf dem Berge, sondern unten im Thale auf Scharpenhof wohnen. Die Einrichtung des dortigen Hauses wird immerhin einige Zeit in Anspruch nehmen und die Hochzeit wohl nicht vor Mitte Oktober stattfinden können."

Ich habe zu allen diesen Bedingungen meine Zustimmung gegeben und bitte, daß Du vor der Hand mein Geheimniß bewahrst.

Dieser Brief ist für jetzt der letzte, den Du von hier erhältst, da ich dafür sorgen muß, meinem Täubchen ein warmes, behagliches Nest einzurichten.

Ich fürchte, daß unser Hof in Münster bedeutende Reparaturen bedarf und daß Schloß wie Park von Balkenstein sich keineswegs in dem Zustande befinden, ihre liebliche Herrin würdig zu empfangen.

Beikommend übersende ich Dir einige Bleistiftskizzen, welche alle meine kleine Braut vorstellen. Natürlich bekömmst Du nicht die besten, denn die reisen mit mir. Wenn Du indeß aus jeder das nimmst, was Du am hübschesten findest, und das in recht passender und geschmackvoller Art kombinirst, so wirst Du annähernd eine Idee gewinnen von der unvergleichlichen Schönheit und Anmuth der Braut

Deines glücklichen Bruders

Hermann.

Liborius Prott, Pächter von Scharpenhof und Biggermühl, an den Freiherrn Gerhardt v. Scharpenley zu Scharpenley.

Scharpenhof, 15. Mai 1830.

Herr Baron!

Der Kontrakt von Anno 1818 setzt fest, daß spätestens bis zu Johannis 1830 das neue Uebereinkommen zwischen der Gutsherrschaft und dem Pächter, sowohl wegen der Pacht selbst, wie auch wegen Rückzahlung der Kapitalien, die für mich auf die Scharpenleyer Güter eingetragen stehn, abgeschlossen sein soll.

Im Falle, daß wir uns über die neuen Bedingungen nicht einigen können und ich nicht wieder pachten mag, für welchen Fall ich auch meine Gelder kündigen müßte, so würde Ihnen die Frist von Johannis bis Michaelis sehr kurz und es Ihnen wohl sauer werden, binnen drei Monaten einen ordentlichen und leistungsfähigen Pächter für Ihre quelligen und steinigen Bergäcker und für Ihr abgelegenes Mühlwerk zu finden, das die tolle Bigge bald ersaufen und bald verdursten läßt. Noch schwerer aber werden Sie das viele Geld auftreiben, das Sie nöthig haben werden, mir meine Kapitalien zurückzuzahlen und die Entschädigungen zu blechen für mein ansehnliches Plus-Inventar und für die großen Vorräthe an Mehl und Getreide, an Hölzern und Brettern, die ich in Biggermühl lagern habe. Um Sie, meinen langjährigen Verpächter, nicht in eine solche Verlegenheit zu bringen, theile ich Ihnen schon jetzt meine Bedingungen mit, von denen ich es abhängig mache, ob es fernerhin zwischen uns beim Alten bleiben kann.

Wenn ich nicht schon vierundzwanzig Jahre hier Pächter wäre und mich hier einmal eingewohnt hätte, so würde es mir gewiß nicht einfallen, bei diesen für den Oekonomen so nichtswürdigen Zeiten auf dem Scharpenhofe hängen zu bleiben und mich weiter zu schinden. Ich bin ein Narr, daß ich Ihnen

das Kapital lasse. Bei der jetzigen Geldklemme kann ich sowohl in Handels-, wie in Bergwerksunternehmungen damit ganz andere Verdienste erzielen, als die Prozente, welche Sie mir zahlen. Es geschieht lediglich aus Rücksicht auf unsere alte Geschäftsverbindung und auf Ihre schlechte Lage.

Mit dem Kapitän Natz mag ich indeß für die Zukunft Nichts mehr zu schaffen haben. Ich mag nur mit Ihnen selbst verhandeln. Großjährig sind Sie, haben obendrein Oekonomie gelernt und auf Gottes Welt nichts zu thun. Der alte Holländer ist mir zu hochmüthig, zu umständlich und genau. Wenn bei der Abrechnung nicht Alles stimmt und nur das Tippelchen auf dem „J" fehlt, dann schreit er Mord und läuft wegen jeder Lumperei zum Advokaten und vor das Gericht. Daß er mit der Rechnerei und der Rechtsverdreherei besser Bescheid weiß wie ich, das räume ich ihm ein und das kostet mir schon ein schweres Geld. Während ich Tag und Nacht auf dem Fleck sein muß, um die schwere Pacht und das Bischen Mitleben heraus zu wirthschaften, hat er nichts anderes zu thun, als in meinen Rechnungen herumzuschnüffeln, um einen Fehler auszutifteln. Wo ich mich zu meinem Schaden verrechnet habe, davon sagt er aber nichts. Da war der selige Baron ein anderer Mann! Der wußte recht gut, daß ein ordentlicher Oekonom mehr zu thun hat, als

die Schreiberei und daß ein Rechenfehler leicht einmal mit unterläuft. Rechnet er hier einmal der Herrschaft zu Schaden, so rechnet er dort zum eignen Nachtheil und, so kommt das denn am Ende auf Eins heraus. Ich bin ein alter Mann und will Ruhe haben!

Deshalb will ich für die Zukunft auch nichts mehr mit den Naturallieferungen für Scharpenley zu thun haben, wobei Fräulein Fanny ebenso genau ist, wie der Kapitän. Für meine gute Absicht der Herrschaft eine Erleichterung zu verschaffen, habe ich die zwölf Jahre hindurch nur Aerger und Gezänk gehabt. Bald stimmt es nicht mit Maaß, Gewicht, oder Stückzahl, bald soll die Waare von schlechter Beschaffenheit sein. In der letzten Zeit kommt ja doch fast Alles aus Meschede oder gar aus Holland und da denke ich, wird die Herrschaft auf Scharpenley für die Zukunft auch wohl den ganzen Bedarf von dort beziehen und die Lieferungen von Scharpenhof leicht entbehren können.

Mit Hochachtung

Liborius Prott.

Nachschrift:

Die Verpflichtung, welche auf der Mühle ruht, alljährlich vier junge Bracken aufzufüttern und für die Scharpenleyer Meute den Bedarf an Haferschrot nach den mittleren Marktpreisen des Hafers, den

Bedarf an Waitzenkleie aber unentgeltlich zu liefern, muß für die nächste Pacht auch aufhören.

L. P.

Der Kapitän Natz an den Pächter Liborius Prott zu Scharpenhof.

Burg Scharpenley, 16. Mai 1830.

Als Bevollmächtigter der Freiherren Gerhardt und Friedrich von und zu Scharpenley, und als Vormund der minderjährigen Freiin Benna von und zu Scharpenley, beantwortet der Unterzeichnete die Eingabe des Pächters Liborius Prott an den Freiherrn Gert.

Um obbenanntem Pächter Verlegenheiten zu ersparen und ihn nicht in Erwartungen und Hoffnungen zu bestärken, denen er sich irrthümlich hingiebt, wird demselben schon jetzt eröffnet, daß er sich für seine Person nach einem ferneren Unterkommen umzusehen und auch seine Gelder anderweitig anzulegen hat.

Es wird dem p. Prott darüber folgende nähere Mittheilung:

1. Die Kapitalien, welche die Freiherrlich Scharpenley'sche Familie dem Pächter Prott schuldet und welche auf die Güter derselben eingetragen sind, werden hiemit gekündigt und wird deren Rückzahlung zum 1. Oktober laufenden Jahres baar erfolgen.

2. Der Freiherr Gerhardt von und zu Scharpenley ist gewillt, die Bewirthschaftung respective den Betrieb der sämmtlichen Gutstheile, welche der p. Prott bisher in Pacht hatte, sowohl Scharpenhof, als Biggermühl, selbst zu übernehmen. Es wird deshalb
   a. von einer Erneuerung des Pachtkontrakts mit dem p. Prott ein für allemal Abstand genommen, welche Bedingungen seinerseits auch proponirt werden dürften.
   b. Es muß die Uebergabe am 1. Okt. beendet und
   c. der Abzug des p. Prott mit all' seinem Eigenthum bereits am 2. Oktober Mittags bewerkstelligt sein.
3. Die Gutsherrschaft erwartet, dem Kontrakt gemäß, zu Johannis die Erklärung des p. Prott, ob derselbe es vorzieht ein etwaiges Plus-Inventar, sowie etwaige Vorräthe und überschüssige Bestände, beim Abzuge mitzunehmen, oder ob derselbe die Uebernahme derselben von Seiten der Herrschaft beansprucht.
4. In letzterem Falle hat der p. Prott ein Verzeichniß des Plus-Inventars, der Vorräthe ꝛc. soweit sich ein solches vor der Hand bestimmen läßt, unter Angabe des ohngefähren Werthes derselben, bis zu vorbenanntem Termin an die Gutsherrschaft einzureichen.

5. Vorschlägen für die Tage der Uebergabe und der Namhaftmachung der Taxatoren, Schiedsmänner und Zeugen, welche der p. Prott sich auszuwählen gedenkt, wird entgegengesehen.
6. Da der Freiherr Gerhardt von und zu Scharpenley das Wohnhaus zu Scharpenhof selbst vom 2. Oktober c. an zu bewohnen gedenkt, so muß dasselbe bis dahin in eine bezugsfähige Verfassung gebracht und wohl gereinigt sein. Auch sind alle kleinen Reparaturen unter 10 Thlr., welche der Pächter kontraktlich zu leisten hat, bis dahin auszuführen; widrigenfalls würden dem bisherigen Pächter daraus Monita und Weiterungen erwachsen.
7. Sollte der p. Prott darein willigen, die Uebergabe der Pacht und die Räumung des Hauses schon am 1. September eintreten zu lassen, so würde die Gutsherrschaft schon zu diesem Termin die Zahlung für das Plus-Inventar, sowie des ganzen Kapitals, welches der p. Prott auf den Scharpenley'schen Gütern stehen hat, bewerkstelligen, trotzdem aber das gedachte Kapital bis zum 1. Oktober verzinsen, wodurch dem Pächter eine angemessene Entschädigung zu Theil werden würde.

Max Natz,
Königl. Niederländischer Kapitän.

Fünftes Kapitel.

Das Fest des Regenten von Passaruang. — Wie Graf Achill Goy um das Leben und seine Gemahlin um Schönheit und Vermögen kam.

Der Notar Paul van Puyts an den Kapitän Max Natz.

Rozenhaag, 3. April 1830.

Mein theurer Freund!

Beikommend übersende ich Dir zwei Briefe des Geschäftsführers Achill Goy's, des Rechtsanwalts Dr. van Noorden zu Passaruang, welche mir fast gleichzeitig zu Händen gekommen sind, nebst einem Artikel des Batavischen Couriers vom 21., und einem solchen aus der „Zeitung für Ost-Java," vom 19. Dezember vorigen Jahres.

Ich enthalte mich aller Betrachtungen über die darin geschilderten schrecklichen Begebenheiten, welche mich mit Entsetzen erfüllt haben. Sie machten auf mich einen so durchaus fremdartigen Eindruck, daß sie mir Anfangs gar nicht wie Thatsachen erschienen, welche sich vor wenigen Monaten zugetragen und

Perſonen betroffen haben könnten, denen ich nahe ſtehe, ſondern wie Märchen aus längſt vergangenen Zeiten. Daß ſie Dir und allen denen, welche mit dem orientaliſchen Weſen und der lokalen Färbung vertraut ſind, in einem ganz andern Lichte und durchaus wahr erſcheinen, vermag ich mir kaum vorzuſtellen.

Mit Sicherheit erwarte ich, daß Du unter den obwaltenden Umſtänden keinen Moment mehr zögern wirſt, mir die Dokumente anzuvertrauen, welche den Nachweis für die Erbberechtigung Deines Enkels darthun. Ich werde dahin wirken, daß Du zum Vormund des jungen Jan's beſtellt wirſt. Gewiß biſt Du mit mir der Anſicht, daß die möglichſt baldige Ueberſiedelung des jungen Majoratsherrn von Diepenbroick und Düſterloo nach Europa höchſt wünſchenswerth iſt. Ich werde mich dieſerhalb mit dem Dr. van Noorden verſtändigen. Wie die Reiſe des Knaben am zweckmäßigſten zu bewerkſtelligen iſt, darüber erwarte ich die Vorſchläge meines welterfahrenen, weitgereiſten und mit den lokalen Verhältniſſen vertrauten Freundes.

Bei der übeln finanziellen Lage, in welche die verwittwete Gräfin Goy gerathen iſt, ſcheint es mir angemeſſen, derſelben ein möglichſt hohes Wittthum zu gewähren, zumal ihre Geſundheitsverhältniſſe große Pflege erfordern werden und das Leben auf Java, wo ſie wohl am zweckmäßigſten auch künftighin

verweilen wird, für Personen ihres Standes und ihrer Lebensgewohnheiten, sehr theuer sein soll. In alter Treue und Anhänglichkeit

Dein Freund

Paul van Puyts.

Der Rechtsanwalt und Notar Dr. van Noorden zu Passaruang an den Notar Paul van Puyts zu Rozenhaag bei Enschede.

Passaruang, 22. Dezember 1829.

Verehrter Herr Kollege!

Ich bezweifle, daß zur Zeit, wenn mein Brief bei Ihnen eintrifft, die europäischen Zeitungen bereits nähere Details über die Ereignisse gebracht haben werden, welche hier alle Gemüther in die heftigste Aufregung versetzen. Ich benutze die erste Schiffsgelegenheit, um Ihnen eingehende Mittheilungen über die Entdeckung einer weit verbreiteten Verschwörung zu machen, welche für Sie dadurch von Wichtigkeit wird, daß das harte Geschick, das die gräflich Goy'sche Familie ereilt hat, mit derselben in unmittelbarem Zusammenhang steht.

Da Sie die politischen Parteistellungen auf unserer Insel wohl kaum ausreichend kennen werden, das Verständniß von deren Treiben indeß zur richtigen Auffassung der Thatsachen, welche sich so überraschend vor unsere Augen darstellten, nöthig ist, so

erlaube ich mir, zu Ihrer Orientirung in der Politik sowohl, wie zu Ihrer Einsicht in die letzten gewaltsamen Ereignisse, Ihnen einen Artikel des „Batavischen Couriers" vom 11. dss., so wie einen Artikel aus der in Sarabaya erscheinenden „Zeitung für Ost-Java" vom 19. dss., welche soeben mit dem Postdampfer eintraf, ergebenst zu übersenden.

Die Glaubwürdigkeit der Fakten, welche der Courier bringt, ist zweifellos. Sie stimmen sowohl mit dem mir längst Bekannten überein, so wie mit dem, was ich neuerdings selbst erlebte, denn auch ich war ein Gast bei dem Schreckensfest des Regenten von Passaruang; sie stimmen endlich überein mit dem, was ich über den Zusammenhang der Ereignisse in der letzten Zeit aus guten Quellen vernommen habe. Allerdings sind einzelne politische Beziehungen unberührt gelassen; aber grade die Auslassungen bestärken mich in der Ansicht, daß der folgende Artikel entweder vom Gouvernement selbst dem Courier unterbreitet, oder doch mit dessen ausdrücklicher Genehmigung aufgenommen wurde. Mit den Schlüssen, welche der Artikel aus den Thatsachen zieht, bin ich dagegen keineswegs allenthalben einverstanden. Sie sind so gestellt, daß der Regierung dadurch keine Schwierigkeiten erwachsen und das Verfahren derselben durchgehend gerechtfertigt erscheint.

Artikel aus dem „Batavischen Courier" vom 21. Dezember 1829.

Ueber die Verschwörung auf Java.

Schon vor der Besitzergreifung Java's durch die Engländer zu Gunsten unseres Königlichen Hauses Nassau-Oranien im Jahre 1811, war es der kaiserlich französischen Regierung zu Paris bekannt geworden, daß es auf unserer Insel eine mächtige Partei gäbe, welche die Republik und die völlige Unabhängigkeit Java's vom Mutterlande und von jedem europäischen Einfluß anstrebe. Den Stamm dieser Partei bildeten die alten Feinde des Hauses Oranien, welche unter dem Namen „Patrioten" so lange Zeit mit den französischen Republikanern Hand in Hand gegangen waren. Sie hatten sich inzwischen von Frankreich seit der Thronbesteigung Bonaparte's abgewendet. Nicht weniger verhaßt, als die Oranier, waren ihnen die Napoleoniden, seitdem sie die Niederlande beherrschten.

An der Spitze der Republikaner auf Java standen viele einflußreiche Beamten, hochgestellte Offiziere und angesehene Kaufleute. Wenn darunter auch Männer sein mochten, welche, ohne eigennützige Absichten, lediglich ihrer Ueberzeugung folgten, so gesellten sich zu ihnen, wie es meist bei oppositionellen Parteien der Fall ist, unklare und exaltirte Köpfe, welche ihrer Unzufriedenheit im Zerstören des Bestehen-

den Luft machen wollten: Ehrgeizige, welche hofften, im Parteitreiben ſchnell oben auf zu kommen, und endlich eine Schaar moraliſch und finanziell Ruinirter, welche bemüht war, das Waſſer zu trüben, um darin fiſchen zu können.

Waren ſchon ſeit langer Zeit Unredlichkeit und Beſtechlichkeit der Beamten ein fortwucherndes Uebel geworden, ſo hatte dieſes ſeit Ende des verfloſſenen Jahrhunderts in betrübendſter Art zugenommen. Die durch Englands Meeresherrſchaft fortwährend geſtörte Verbindung mit dem Mutterlande, der häufige Wechſel der Regierungsgewalten und Prinzipien, das Unſichere und Unbeſtimmte, das ſich dadurch bei allen Behörden kund gab, begünſtigte dieſes niedrige Treiben außerordentlich. Wenn auch unter den Napoleoniden ein Mann, wie der General-Gouverneur Dändels, welcher ſeiner Zeit eifriger „Patriot" geweſen war, einigermaßen wieder Ordnung in die Verwaltung brachte, ſo war ſein Regiment, das durch Parteien parteiſch herrſchte und oftmals eine an Barbarei grenzende Strenge zeigte, doch auf die Dauer keineswegs dazu angethan, die Moral zu heben.

Als 1811 die Regierung Java's in die Hände der Engländer kam, zeigte ſich das engliſche General-Gouvernement von dem Parteitreiben ſehr wohl unterrichtet und es kam auch ſehr bald großartigen Benachtheiligungen des Staates und Erpreſſungen, welche

sich die Beamten gegen die Bevölkerung, namentlich gegen die Javanen, erlaubt hatten, auf die Spur. Es scheint jedoch, als habe das Gouvernement weder gegen die Republikaner, noch gegen die Betrüger mit voller Strenge einschreiten wollen, sei es, daß die vorläufigen Untersuchungen eine Verzweigung beider Kategorieen bis zu den höchsten Spitzen ergaben und einen Monstre-Prozeß in Aussicht stellten, dessen Verfolgung den ganzen Regierungs-Organismus lahm gelegt hätte; sei es, daß die Regierung bei der herrschenden laxen Moral und der Menge der Verbrecher sich scheute, eine allgemeine Mißstimmung und vielleicht einen ernsten Widerstand hervorzurufen.

Sie begnügte sich, die gefährlichsten Republikaner und die offenkundigsten Betrüger in aller Stille aus der Masse des fauligen Niederschlags herauszunehmen und verschwinden zu lassen. Sie sprengte geräuschlos die geheimen Gesellschaften, die Klubbs der Republikaner und die Genossenschaften der Betrüger. Sie setzte die für dieses Mal Verschonten in Schrecken und ließ sie, so weit es thunlich war, überwachen.

Dauernde Resultate der Besserung hatte man nicht erzielt. Die Betrüger waren größten Theils geblieben, und bald hatten sie den Schreck vergessen. Sie betrogen nicht weniger, als zuvor, nur daß sie durch Unterhändler und Strohmänner ihr Spiel besser verdeckten.

Nur wenige Ungeschickte machten sich durch offen getriebenen Luxus und durch die Differenz zwischen Einnahme und Ausgabe von Weitem erkennbar; die Mehrzahl schwelgte entweder im Geheimen, oder lebte nüchtern und ehrbar, im Stillen Schätze sammelnd, um später in Europa als Nabobs zu prunken und den Raub ungestört zu genießen.

Auch die politischen Verbrecher fanden sich allmählich wieder zusammen. Die aus einander gesprengten Parteigenossen bildeten wieder feste Verbände, vielfach durch angesehene und bedeutende Männer vermehrt, welche man aus dem Mutterlande, ihrer politischen Unzuverlässigkeit wegen, hierher verbannte. Der republikanischen Partei gelang es, viele tüchtige Männer aus den mittleren Schichten der Bevölkerung und manchen befähigten Offizier, für sich zu gewinnen, und sie war in den letzen Jahren mächtiger, als je zuvor. Sie hatte nicht versäumt, sich mit den Gesinnungsgenossen, namentlich in Frankreich, Flandern und Brabant, in Verbindung zu setzen, um mit ihnen zur gelegenen Zeit in Uebereinstimmung vorzugehen.

Das nächste Ziel dieser Partei war die Errichtung eines javanischen Staatenbundes mit einer in Sarabaya residirenden Präsidentschaft. Die großen europäischen Niederlassungen, wie Batavia, Samarang und Sarabaya ꝛc. sollten schon von Beginn unabhängige Republiken bilden, die anderen Regentschaf-

ten aber vor der Hand beschränkte Monarchieen unter ihren bisherigen eingebornen Fürsten. Man rechnete darauf, die Fürsten mit der Zeit bei Seite zu schieben und die kleinen beschränkten Monarchien in Republiken umzuwandeln. Ganz unabhängig von jeder fremden Macht, sollte dieser javanische Bundesstaat nur zur Republik Frankreich, deren baldigem Entstehen man mit froher Hoffnung entgegensah, in ein Trutz- und Schutzbündniß treten, und diesem Staate dafür einige Handelsvortheile gewähren.

Die Partei hat in jüngster Zeit mit mehreren der Javanenfürsten, welche als Regenten dem König Wilhelm gehuldigt und ihm den Eid der Treue geschworen hatten, Unterhandlungen angeknüpft und, bei der Mehrzahl, ein williges Ohr gefunden. Selbst die beiden nahezu unabhängigen Herrscher der Insel Madura waren zum Beitritt aufgefordert worden. Diese an der Nordostspitze von Java gelegene Insel ist von der Stadt Sarabaya durch eine Meerenge getrennt und hat eine zahlreiche und kriegerische Bevölkerung.

Um der Verschwörung die letzte Reife zu geben, mußte man die Soldaten durch die Offiziere für den unabhängigen Staatenbund gewinnen, was man für leicht erachtete, und außerdem den eingebornen Fürsten Waffen liefern, von denen man in geheimen Magazinen Vorräthe zu sammeln begonnen hatte, um die

Unterthanen derselben, über deren blinde Folgsamkeit nicht der leiseste Zweifel herrschte, wehrhaft zu machen.

Da die beiden Maßregeln nicht ohne sofortige Entdeckung der Verschwörung ausführbar waren, so mußte man sie bis zum Losbruch verschieben. Dieser wurde für den Moment bestimmt, daß man Nachricht von der Erhebung der Republikaner in Frankreich, Flandern und Brabant erhalten werde. Wenn dann die Macht des Königs im Mutterlande bedroht sei und er dort seine Soldaten brauche, um seine Krone zu behaupten, dann sei für Java der Moment gekommen, die lästigen Fesseln zu brechen.

Der Aufstand solle im Osten der Insel, in den Residentschaften Sarabaya und Passaruang, unter Beistand der Madurischen Sultane, losbrechen. Wenn dann die Truppen von Batavia und Samarang nach dem Osten entsendet wären, sollte dort die Erhebung beginnen und sich über die ganze Insel verbreiten.

So weit verzweigt die Verschwörung auch immerhin war, so glaubten dennoch die Häupter derselben, das Gouvernement sei ohne jegliche Kenntniß ihres Treibens, da von irgend welcher Gegenmaßregel der Regierung auch nicht die leiseste Andeutung sich bemerkbar machte. Nichtsdestoweniger hat der Ausgang bewiesen, wie genau die Behörden fortwährend unterrichtet waren und wie sie das ganze verrätherische Treiben überwachten. Nur durch die speziellste Kenntniß der

Sachlage vermochten sie ihre Vorkehrungen bis zum genau abgepaßten Moment des Gegenschlages vollkommen verdeckt zu halten.

Als im Jahre 1817 der Graf Achill Goy van Leuwaarden als Mitglied des Rathes von Indien aus den Niederlanden nach Batavia kam, war es dem Königlichen General-Gouvernement von Niederländisch-Ostindien keineswegs unbekannt, daß dieser Herr im Mutterlande zur Zeit der Republik eifriger „Patriot" und demnächst ein warmer Anhänger der Napoleoniden, stets aber ein erklärter Feind des Hauses Oranien gewesen war. Wenn derselbe sich nunmehr auch das Ansehn eines Bekehrten und treuen Anhängers der herrschenden Dynastie gab; wenn er, die Gesinnungen eines Ultra-Royalisten zur Schau tragend, auch stets für konservative Maßregeln stimmte und für sie mit vielem Geschick plaidirte: so ließ doch sein Umgang darauf schließen, daß er nicht mit dem Herzen auf dieser Seite stehe.

Es scheint, als habe das General-Gouvernement den Grafen von seinem ersten Auftreten in Batavia auf das Genaueste überwachen lassen und als sei es von jedem Schritt dieses talentvollen, intriguanten und äußerst gefährlichen Mannes, welcher bald an der Spitze der republikanischen Partei stand, fortdauernd unterrichtet gewesen.

Von Haus aus war der Graf mit dem vollen

Aplomb eines großen Herrn aufgetreten. Durch seine Vermählung mit einer Tochter des reichen und angesehenen Herrn v. Creubec-Ronceroy war es ihm leicht geworden, ein glänzendes Haus zu machen. Herr v. Creubec war Republikaner. Man sagte ihm nach, er sei im Jahre 1811 des Hochverraths und des Betruges verdächtig gewesen und nur dadurch der Strafe entgangen, daß er zu jener Zeit Konsul der Vereinigten Staaten von Nordamerika war und ihn das Sternenbanner deckte. Die Regierung habe indeß Sorge getragen, daß diese Würde nicht ferner einem Verbrecher Schutz gewähre, und deshalb sei Herr v. Creubec jener Würde verlustig gegangen. Der Reichthum des Schwiegervaters, den dieser dem Parteigenossen willig zur Disposition stellte, sowie die Schönheit, Klugheit und die geselligen Talente der jungen Gemahlin des Grafen, machten dessen Haus bald zu einem der gesuchtesten der Hauptstadt. Dadurch gewann er eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft und verschaffte sich Anhang und Ansehen in allen Schichten der Bevölkerung.

Im Jahre 1820 war der Graf zum Residenten von Passaruang ernannt worden, nachdem er sich um eine gleiche Stellung zu Sarabaya dringend, jedoch vergeblich, beworben hatte.

Der Regent von Passaruang, ein Prinz aus altjavanischem Königsgeschlecht, weshalb er den Titel:

„Pangaran-Bobati“ führt, Namens Agong, ist ein Mann von mittleren Jahren, guter wissenschaftlicher Bildung und größerer Energie, als sie meist den Javanen eigen ist. Die Regierungsgeschäfte überläßt er größten Theils seinem Vezier, einem Armenier, Namens Abraham Mirza, welcher, mit dem Titel eines „Rading-Adopati,“ in seinem Geschäftsbereich der Allgewaltige ist. Kurz bevor Graf Goy die Stellung eines Residenten erhielt, war Abraham Mirza dem Prinzen durch das Gouvernement angelegentlichst für den Posten eines Veziers empfohlen worden, und hatte bisher denselben zur Zufriedenheit sowohl des Regenten als auch des Residenten verwaltet und sich beider Vertrauen in vollem Maße erfreut. Herr v. Creubec, welcher gleichsam den Agenten seines Schwiegersohns machte, stand namentlich mit dem Vezier in vertraulich freundschaftlichem Verkehr, während der Graf selbst bemüht war, mit dem Prinzen ähnliche Beziehungen zu unterhalten. Dieses schien ihm auch vollständig zu gelingen, denn nicht nur der Regent und der Resident besuchten sich häufig und verkehrten mit einander auf gleichem Fuße, sondern selbst die Gräfin und Frau v. Creubec besuchten und empfingen die Besuche der Gemahlinnen des Prinzen.

Die gräfliche Familie und die Creubec's bewohnten den Residentenpalast, welcher auf der Nordseite

von Passaruang, dicht vor den Thoren dieser Stadt, liegt. Der Dhalam des Pangaran-Bobati ist ein Konglomerat von Palästen, Lustschlössern, Wohn- und Oekonomiegebäuden. Sie liegen zerstreut inmitten eines weiten Parkes, in dem die Vegetation des Tropenlandes in höchster Pracht und Ueppigkeit sich entfaltet, und gewähren dem Prinzen mit seiner zahlreichen Familie, den Schaaren seiner Beamten, Leibwachen, Diener und Sklaven, sowie den Elephanten, Pferden und Hunden ein ausreichendes Unterkommen. Der Dhalam liegt eine halbe Meile von der Stadt entfernt, auf deren Südseite, so daß man Passaruang passiren muß, um von dort zum Residenten-Palais zu gelangen. Die Stadt liegt am Meere, ist wohl befestigt und hat ein Fort, welches den Hafen und die Rhede beherrscht. Der Truppenbefehlshaber hat zwei Bataillone Infanterie und eine Abtheilung Artillerie unter seinem Kommando. Eine Abtheilung reitender Jäger dient als Polizeitruppe und zur Leibwache des Residenten. Das Fort, welches mit zwei Kompagnieen Europäer besetzt ist, hat einen besonderen Kommandanten.

Es ist in Passaruang Sitte geworden, daß der Regent am 30. November, dem Jahrestage, an welchem König Wilhelm 1813 in Scheveningen gelandet ist, ein großes patriotisches Fest im Dhalam veranstaltet, zu dem alle Weißen der Stadt, welche Offizierrang

haben, mit ihren rechtmäßigen Gemahlinnen und Töchtern, und die vornehmsten Javanen eingeladen werden. Bei diesem Feste, welches mit großer Feierlichkeit begangen wird und bei dem der Prinz allen orientalischen Pomp entfaltet, bildet ein solennes Mittagsmahl den Glanzpunkt. Im geräumigsten Lustschloß des Dhalam's, im „Hause der hundert Säulen," befinden sich zwei mächtige Säle von gleicher Form und Größe, welche nur durch eine schmale offene Säulenhalle, welche quer durchgeht, von einander geschieden sind. In diesen Sälen wird gespeist. In dem einen Saal ist Alles nach europäischer Sitte angeordnet und hier präsidirt, von den Weißen in bunter Reihe umgeben, der Resident. Im andern, wo alle Anordnungen nach javanischer Sitte getroffen werden, tafelt der Pangaran-Bobati, von seinen Frauen bedient, auf einer erhöhten Estrade am Boden kauernd, ganz allein; die javanischen Gäste bilden nach den Rangstufen Gruppen, welche auf Teppichen am Boden sitzen und denen die Speisen auf mächtigen Platten servirt werden. Während der ersten Hälfte des Mahles pflegen die Vorhänge zwischen den Säulen herabgelassen zu sein, so daß die beiden Säle völlig von einander geschieden sind. Vor Beginn des Desserts aber giebt der Regent ein Zeichen, die Vorhänge rauschen empor und die Gäste erheben sich. Es erscheint der Vezier in der offenen Säulen-

halle und hält im Namen des Regenten eine Lobrede auf den König Wilhelm in holländischer Sprache. Sie endet mit einem donnernden: „Orange boven!“ worauf das Chor der Musiker die Nationalhymne anstimmt. Bei deren Klang erheben sich Regent und Resident und begeben sich unter die Säulenhalle, um dort mit einander anzustoßen und ihre Gläser zu leeren; eine Ceremonie, welche allemal unter der lebhaftesten Akklamation der weißen, wie der braunen Gesellschaft vor sich geht. Es fallen sodann die Vorhänge abermals und das Fest nimmt seinen Fortgang.

Nach beendetem Mahle zerstreuen sich die Gäste in den weitläuftigen Gärten, welche, mit dem wunderbaren Verständniß der Orientalen für Farbenpracht, bei Dunkelwerden durch Tausende und aber Tausende von Flämmchen und Flammen, von Laternen und Ballons, zauberhaft beleuchtet werden. Sodann ertönt Tanzmusik in der Pandopo, wo sich die europäische Jugend zum Ball versammelt, während in dem einen der Säle die Tänzerinnen des Prinzen ihre Künste zur Schau tragen und in dem andern chinesische Schattenspiele, welche nicht eben durch Sittlichkeit glänzen, aufgeführt werden.

Dieses war bisher der Verlauf des Festes, welcher stets pünktlich festgehalten wurde, da die Javanen außerordentlich streng in Allem sind, was sie „das

Adat," und wir Sitte, Gebrauch und Herkommen nennen.

Das Festhalten am Adat hat bei der laxen Moral seine großen Vortheile, es stört indeß doch häufig den Umgang zwischen den Europäern und den hochgestellten Javanen, wenn es nicht durch Kompromisse gemildert wird. Solch' eine Uebereinkunft hat zu einem eigenthümlichen Verfahren, in Betreff der Zeit des Erscheinens des Residenten zu den Festlichkeiten im Dhalam des Prinzen, geführt.

Dem Adat gemäß hat der Pangaran Bobati geladene Gäste mit großer Feierlichkeit in dem Pandopo des Palastes zu empfangen. Auf einer dreistufigen, mit Prachtteppichen belegten Erhöhung, unter einem zeltartigen Baldachin sitzt der Prinz in orientalischer Art mit untergeschlagenen Füßen, in seiner mit Edelsteinen bedeckten Nationaltracht, auf einem Purpurdivan. Ihm zur Seite stehen zwei seiner höchsten Beamten, welche mit riesigen Federfächern ihm Kühlung zuwehen. Die Ratu's, seine rechtmäßigen Frauen, und die Putri's, die Prinzessinnen seines Hauses, umgeben ihn zunächst. Dann folgen, eine Stufe tiefer, die Prinzen und Großbeamten, deren „Golok's" und „Krize" an Griff und Scheide von Edelsteinen strahlen. Eine dritte Linie bildet die Leibwache, welche den „Tumbak" schultert, ein Prachthellebarde, deren Spitze, breit und geflammt, mit goldenen

Arabesken ausgelegt ist. Der Rading-Adopati, welcher als Ceremonienmeister fungirt, stellt die Gäste zur linken Seite des Thrones auf. Diese schreiten sodann beim Prinzen vorbei, nach der rechten Seite hinüber, wobei, dem Throne gegenüber, die Europäer ihre Verbeugung, die Javanen aber ihren Kniefall machen, während der Vezier den Namen des Grüßenden nennt.

Da diese Ceremonie durchaus den Charakter einer Huldigung hat, so wird es nicht für passend erachtet, daß der Resident und dessen Gemahlin, welche mindestens eine Parität des Ranges zu beanspruchen haben, sich ihr unterziehen. In Folge dessen ist das Uebereinkommen getroffen, daß der Resident stets eine Stunde später im Dhalam erscheint, als die Einladung lautet. Die Ankunft des hohen Gastes wird durch einen vorausſprengenden Stallmeister gemeldet. Der Prinz erhebt sich im Moment, in welchem der Resident den Wagen verläßt und trifft in der Mitte des Pandopo mit seinem Gaste zusammen, den der Vezier, umgeben von einem Schwarm Beamter und Diener, bereits draußen am Wagenschlage empfangen hat.

Auch in diesem Jahre waren die Einladungen des Pangaran in herkömmlicher Weise erfolgt, und, wie sonst, die Zeit des Empfangs auf vier Uhr Nachmittags festgestellt.

Die Defilir-Cour war vorüber. Leichte Erfrischungen, als Sorbets, holländisches (Selters) Wasser, Weine, feines Gebäck und Confitüren aller Art waren von der, in Nationaltracht reichgekleideten Dienerschaft, deren unbekleidete Füße mit goldenen und silbernen Zehenringen geschmückt sind, herumgereicht worden. Die „Goundliks," junge Tanzmädchen und Konkubinen des Pangaran, in reichgestickten offnen Jäckchen und kurzen flatternden Gewändern, die Gesichter mit Bedac (Reismehl) geschminkt, hatten, ihre vergoldeten Kipas (Fächer) schwingend, zum Klange der Zimbals und Gongs ihre mehr unzüchtigen, als graziösen Tänze schon wiederholt produzirt und die fünfte Stunde hatte längst geschlagen, ohne daß der Resident, Graf Achill Goy van Leuwaarden, erschienen wäre. Abraham Mirza, welcher in seinem langen schneeweißen Vollbart und Haupthaar mit der hohen armenischen Mütze und den wallenden Prachtgewändern von dunklem Brokat ebenso vornehm wie ehrwürdig aussah, begab sich zum Schwiegervater des Residenten, dem Herrn von Creubec, welcher nebst seiner Gemahlin bereits mit den andern Gästen eingetroffen war, um über das Ausbleiben des Grafen Nachrichten einzuholen. Herr v. Creubec schien über das Nichterscheinen seines sonst so pünktlichen Schwiegersohnes selbst in hohem Grade beunruhigt, zumal er das gräfliche Ehepaar kurz vor sei-

ner Abfahrt ganz wohl und mit der Toilette beschäftigt, verlassen hatte.

Die Musik begann von Neuem; die athemlosen Goundliks schwenkten abermals Schleier und Gewänder und ließen die Fächer rauschen. Endlich sprengte ein Stallmeister in den Farben des Grafen vor das Haus der hundert Säulen. Der Vezier eilte ihm entgegen und überbrachte sodann dem Prinzen eine Meldung. Ein Wink Abraham Mirza's ließ die Musik verstummen, die Tänzerinnen traten ab und der Vezier verkündete, daß Seine Excellenz der Resident abgehalten sei, zu erscheinen. Der Pangaran stieg von seinem Divan hernieder und die Gesellschaft begab sich, nach den Nationalitäten getrennt, in die beiden Säle.

Der Höchste dem Range nach im Saale der Europäer war Oberst de Fries, der Truppenbefehlshaber von Passaruang, ein alter, royalistischer Haudegen, streng und zuverlässig im Dienst, der auf Geselligkeit und Wohlleben wenig Werth legte. Er machte in seiner soldatischen Offenherzigkeit kein Hehl daraus, daß er den Grafen Goy nicht liebe, und der ganzen gleißenden und höfischen Gesellschaft im Residentenpalast nicht über den Weg traue. Heute hatte der alte Brummbär den Vorsitz. Sein Ernst und seine Schweigsamkeit fiel Niemandem auf, da er niemals fröhlich und mittheilsam war. Sie störten keineswegs

die allgemeine Heiterkeit, welche bereits die ganze Gesellschaft beherrschte, noch ehe die Zeit des Desserts und der Toaste herangekommen war. Zwischen den muntern Gesprächen der Männer erklang der Frauen heiteres Lachen.

Als die Diener noch mit dem Abräumen der Tafel beschäftigt waren, um dieselbe für das Dessert auf's Neue, und noch reicher und kostbarer als vorher, zu schmücken, erschien Abraham Mirza im Salon der Europäer, gefolgt von einem Leibsklaven des Pangaran, welcher eine mächtige silberne, mit einem weißen, golddurchwebten Atlastuch überdeckte Schüssel trug. Rechts und links wurde derselbe von einem Leibwächter des Prinzen mit gezogenem Krummschwert eskortirt. Nachdem die Schüssel vor dem Herrn de Fries niedergesetzt war, sagte der Vezier in javanischer Sprache:

„Der glorreiche Pangaran-Bobati sendet dieses Geschenk dem tapferen Obersten de Fries, dessen Ruhm wachsen möge!" worauf er sich tief verbeugend mit seinen Begleitern, ohne eine Antwort abzuwarten, entfernte.

Erregte diese erste Abweichung vom Adat unter den „Altgästen" auf Java schon Befremdung, so trat gleich darauf eine neue hervor, welche alle Gegenwärtigen mit Schrecken, manche aber mit Entsetzen erfüllte. Kaum hatte Abraham Mirza den Saal

der Europäer verlassen, so ertönte aus dem Saale der Javanen das Zeichen zum Aufziehen der Vorhänge. Als diese emporrauschten, gewährte die Säulenhalle zwischen den beiden Sälen einen Anblick, der wohl geneigt war, auch Schuldlose zittern zu machen. Dort zeigte sich eine Kompagnie der Schwarzen des Garnisonbataillons, deren Front die ganze Länge der Kolonnade einnahm. Die riesigen Neger in voller Feldausrüstung mit aufgepflanztem Bayonnett, lagen, das erste Glied dem Saale der Europäer, das zweite dem Saale der Javanen zugekehrt, im Anschlage auf die Gäste. Gleichzeitig zeigten sich an allen Fenstern und an allen Thüren der beiden Säle Soldaten des Jägerbataillons, Kopf an Kopf, deren Büchsen auf das gleiche Ziel gerichtet waren.

Oberst de Fries war aufgesprungen. Er hatte das Atlastuch von der Silberschüssel hinweggerissen und die Pistolen ergriffen, welche darunter verborgen lagen. Mit seiner Löwenstimme rief der alte Veteran, noch bevor der Schreckensruf der Damen verhallt war und die Männer von ihrem starren Staunen sich erholt hatten, indem er die Hähne der Pistolen spannte:

„Niemand, dem das Leben lieb ist, rede ein Wort, noch verlasse er ohne meinen Befehl seinen Platz!"

Als Niemand sich rührte und in beiden Sälen

eine Todtenstille herrschte, gab der Oberst den Befehl, den Hahn in Ruhe zu setzen und die Gewehre zu schultern. Dann rauschten auf sein Zeichen die Vorhänge nieder, verbargen die Kompagnie der Schwarzen und schieden auf's Neue die Säle. Mijnheer de Fries ersuchte darauf die Damen, den Saal zu verlassen. Als dieses in fluchtartiger Eile ausgeführt war, rief der Oberst seinen Adjutanten und den „Offizier vom Platz" zu sich und verkündete dann mit lauter Stimme:

„Auf Befehl des General-Gouvernements von Niederländisch-Indien verhafte ich hiermit, als des Hoch- und Landesverraths verdächtig, folgende Personen." Er verlas sodann die Namen von elf Offizieren und mehr als zwanzig Beamten, welchen der Adjutant die Degen abnahm und die sodann durch den Offizier vom Platz hinter den Vorhang geführt wurden. Es befanden sich der Kommandant des Forts und der Chef des Jäger-Bataillons unter den verhafteten Offizieren. Der letztere fiel auf dem Wege zu der Kolonnade todt zu Boden; er hatte ein Messer von der Tafel aufgerafft und es sich in das Herz gestoßen. Es stand unter den Civilpersonen der Schwiegervater des Residenten, Herr v. Creubec-Ronceroy, oben an; es folgten viele Herren in den einflußreichsten Stellungen, unter ihnen der Obereinnehmer der Regentschaft Passaruang.

Bis auf jenen Zwischenfall gingen die Verhaftungen schnell und geräuschlos von Statten. Auch im Saale der Javanen, nachdem der Pangaran mit seinen Ratu's und Putri's sich entfernt, waren mehrere Arretirungen durch Abraham Mirza vollzogen worden. Man sagte, es habe sich ein Bruder des Regenten unter den Verhafteten befunden.

Nachdem der Oberst de Fries im Hause der hundert Säulen seine Pflicht erfüllt hatte, begab er sich mit sämmtlichen Offizieren sofort in das Fort von Passaruang. Es ist Generalmarsch geschlagen worden; das Fort und die Stadt sind in der Art besetzt worden, wie es die Vorschriften bei plötzlichem Alarm besagen. Man hat bei sämmtlichen Arretirten sofort Haussuchung gehalten; die Königlichen Kassen sind versiegelt; Privatgelder und Werthpapiere sind mit Beschlag belegt, und diese, wie die Korrespondenzen und Privatpapiere, dem Obersten de Fries behändigt worden.

Es war schon dunkel, als die gefangenen Europäer, wohleskortirt, in der Stadt ankamen. Um die verhafteten Javanen hat man sich nicht bekümmert. Das Verfahren gegen dieselben ist ganz in die Hand des Regenten gelegt worden. Die arretirten Offiziere wie Civilpersonen hat man in den Kasematten des Forts untergebracht. Erst nachdem dieses geschehen, sind die Truppen in ihre Quartiere entlassen worden.

Es ist Alles mit größter Ruhe und Ordnung abgelaufen. Als die Damen, welche dem Feste beigewohnt hatten, zur Stadt zurückkamen, war dort Alles so stille, als sei nichts Ungewöhnliches vorgefallen.

Oberst de Fries hatte sofort nach seiner Rückkehr vom Dhalam ein starkes Kommando unter dem Befehl eines sichern Offiziers, das von mehreren richterlichen Personen begleitet war, nach dem Palast des Residenten abgeschickt, um den Grafen Achill Goy van Leuwaarden, für den ein besonderer Haftsbefehl Seitens des General-Gouvernements eingelaufen war, zu arretiren. Er sollte ferner Haussuchung, Beschlaglegungen und Versiegelungen ꝛc. vornehmen lassen, den Residenten-Palast aber besetzt halten.

Es war von jenem Offizier sehr bald die Meldung eingelaufen, daß die Verhaftung des Grafen nicht habe erfolgen können, indem derselbe im Palast nicht anwesend sei. Nach Aussage der Dienerschaft habe sich der Graf nach vier Uhr Nachmittags mit seiner Gemahlin und großem Gefolge zum Dhalam des Residenten begeben und es sei von allen Denen noch Niemand zurückgekehrt. Die Haussuchungen u. s. w. waren im Gange.

Der Oberst stellte sofort Untersuchungen über den Verbleib des Residenten an. Nach Aussage der Thorwachen und vieler Augenzeugen in der Stadt war der Graf in großer Uniform und die Gräfin,

festlich geschmückt, gegen fünf Uhr im Staatswagen, die zahlreiche Dienerschaft in höchster Galla, in vollem Trabe durch Passaruang gefahren. Der Wagen war à la grand d'Aumont mit vier Pferden bespannt, welche von zwei Jockey's aus dem Sattel gelenkt wurden. Auf der rechten Seite, wo die Gräfin gesessen, war die große Scheibe des Kutschenfensters, wohl des gewaltigen Staubes wegen, geschlossen gewesen. Ein Piqueur war dem Zuge vorangeritten, ein Stallmeister galoppirte auf der linken Seite neben dem Kutschenschlage, und zwei Nachreiter hatten den Zug geschlossen. Ein Mohr und ein Jäger hatten auf dem Bock, zwei Laquaien hinten auf dem Bedientensitz gesessen.

Der Oberst hatte ursprünglich beabsichtigt, den Grafen beim Feste zu verhaften. Er war erstaunt und unangenehm überrascht gewesen, als der Vezier das Nichterscheinen desselben verkündete, und hatte keinen Moment gezweifelt, daß der Resident noch im letzten Moment von der drohenden Gefahr Wind bekommen und die Flucht ergriffen habe. Er beorderte nach dem Eintreffen jener Meldung sofort einen sehr wohlberittenen Offizier mit allen Djanjang-Secars (reitenden Jägern), welche ihm zur Disposition standen, die Fährte des Grafen, die bei einem solchen Aufzuge nicht leicht zu verlieren war, schleunigst und so weit zu verfolgen, als sie es irgend

vermöchten. Er ermächtigte den Offizier, unter Mitgabe des Haftbefehls, den Residenten festzunehmen und einzubringen, und, wenn es sein müsse, von den Waffen Gebrauch zu machen.

Erst nach Mitternacht lief von diesem Kommando Meldung ein. Man hatte die Spur des Wagens, nachdem er den Weg verlassen, in einem Gehölze seitwärts des Dhalams aufgefunden. Derselben bei Fackellicht langsam und vorsichtig folgend, war man bei einem verlassenen Steinbruch angekommen. Auf dem Grunde desselben, wohl vierzig Fuß unter dem Rande, hatte man den ganz zertrümmerten Staatswagen und die zerschmetterten Stangenpferde entdeckt. Bei näherer Untersuchung fand man, unter Buschwerk versteckt, die völlig entkleideten Körper zweier Weißen, welche man als die des Grafen Goy und seiner Frau Gemahlin erkannte. An der letztern fand man noch Lebenszeichen. Man transportirte die Gräfin und die Leiche des Residenten sofort nach dem Dhalam. Der Arzt, welcher durch einen vorausgesendeten Reiter herbeigerufen, beim Eintreffen des Zuges bereits zur Hand war, konstatirte den Tod des Grafen. Er war, durch mehrere Flintenschüsse an Kopf und Brust getroffen, wohl schon seit mehreren Stunden verschieden. Die unglückliche Dame zeigte am Kopf und im Gesicht schwere Verletzungen. Sie hatte außerdem den Oberschenkel gebrochen und war völlig besinnungslos.

Auf Anordnung des Oberst de Fries und unter Gutheißen ihres Hausarztes ist die Frau Gräfin noch in derselben Nacht in den Residenten-Palast gebracht und der Pflege ihrer Mutter, der Frau v. Creubec, übergeben worden. Schon am dritten Tage ist sie wieder so weit bei Sinnen gewesen, daß sie im Stande war eine klare und zusammenhängende Aussage zu Protokoll zu geben.

Danach ist der Wagen, unweit des Eingangs zum Park des Dhalam, plötzlich von der Hauptstraße in einen Nebenweg eingebogen und, trotz des wiederholten Zurufs und ausdrücklichen Befehls ihres Gemahls, nach dem Dhalam zu fahren, im rasenden Galopp auf einen Wald zugejagt. Dort ist plötzlich eine ganze Schaar berittener aber bettelhaft gekleideter Javanen aus dem Dickicht hervorgebrochen. Unter wildem Geschrei und drohenden Geberden haben sie die Pferde angehalten und in den Wagen geschossen. Der Resident, welcher aufgesprungen war und den Degen gezogen hatte, ist plötzlich zusammengesunken; die Gräfin hat plötzlich einen stechenden Schmerz im Gesichte gefühlt und sodann die Besinnung verloren.

In Folge dieser Aussagen glaubt man wohl mit Recht, daß diese Begebenheit als ein frecher Raubanfall anzusehen ist, welcher unter Mitwissenschaft und Beihülfe der Dienerschaft ausgeführt wurde.

Dafür spricht der Umstand, daß der Graf sowohl wie die Gräfin bei der Dienerschaft, ihres rücksichtslosen und wegwerfenden Benehmens wegen, sehr verhaßt gewesen sind und daß keiner der Dienerschaft, auch nicht der Stallmeister, sich wieder eingestellt hat. Es ist nicht anzunehmen, daß selbst von den Berittenen keiner sollte im Stande gewesen sein, den Räubern zu entrinnen; endlich zeugt dafür, daß Alles, was geraubt werden konnte, auch wirklich geraubt ist, vom reichen Schmuck der Frau Gräfin, der allein schon eine reiche Beute abgab, bis auf die Silberbeschläge am Wagen und an den Geschirren.

Auf der ganzen Insel ist man Seitens des Gouvernements mit aller Strenge gegen politisch Verdächtige vorgegangen. Die Verschworenen scheinen in Bezug auf schriftlichen Verkehr indeß äußerst vorsichtig gewesen zu sein. Man sagt, daß nur wenige Beweisstücke vorgefunden wurden, deren man sich mit Hoffnung auf Erfolg in der Untersuchung gegen die Verschworenen würde bedienen können. Am meisten Licht sollen die Aussagen des Veziers, des Rading-Adopati, des Regenten von Passaruang über diese Angelegenheiten verbreiten. Ueber diesen Armenier, Abraham Mirza, kursiren im Publikum die abenteuerlichsten Gerüchte, jedenfalls ist er ein bedeutender Mann, welcher, seit langer Zeit in Diensten des Regenten, sich nicht nur um diesen, sondern auch

um das General-Gouvernement wesentliche Verdienste erworben hat.

Artikel aus der „Zeitung für Ost-Java" Sarabaya, 19. Dezember 1829.

Die Botschaft des Sultans von Madura an den Residenten von Sarabaya.

Vorgestern ist in unserem Hafen die Staats-Yacht des Sultans von Madura, Tjakra Nagara, der zu Sumanap regiert, eingelaufen. Sie führte die große Flagge des Sultans und salutirte das Fort mit zwölf Kanonenschüssen, woraus hervorging, daß sie eine Botschaft am Bord habe. Bald darauf sah man Maduraſische Offiziere sich zum Hafen-Kommandanten und mit diesem sich in den Palast des Regenten begeben.

Heute Morgen erschienen am Hafen die Gallawagen des letzteren, welche vom ersten Adjutanten geführt und von einem Zuge der Djangang-Secars zu Pferde eskortirt, die Botschafter des Sultans nebst Gefolge zur Audienz in das Palais brachten.

Man macht uns über den Auftrag der Ambassade folgende Mittheilung, welche allerdings befremdend klingt, jedoch aus zu guter Quelle stammt, um angezweifelt zu werden.

Als Botschafter fungirte ein Bruder des Sultans

von Sumanap, begleitet von einem Sekretär, einem Dolmetscher, mehreren Offizieren und zahlreicher Dienerschaft, welche letztere viele, in kostbare Stoffe gehüllte Gegenstände, mit sich führten. Der Resident empfing die Botschaft mit allen, dem Sultan selbst zukommenden Ehren. Es fehlte nicht an Kanonendonner und Musik, eine Ehrenwache paradirte vor dem Palast des Residenten und dieser empfing den Ambassadeur, von einer glänzenden Suite umgeben, an der untersten Stufe der Ehrentreppe.

Nachdem im großen Saale des Palastes der Ambassadeur die reichen Geschenke des Sultans an den Residenten übergeben hatte, verlas der Botschafts-Sekretär ein Schreiben des Sultans an den Residenten in javanischer Sprache, welches der Dollmetscher, wie folgt, übertrug:

„Wir Tjakra-Nagara, Sultan von Madura, die Leuchte des Glaubens im Osten; der Fels der Beständigkeit, der stets seiner Freunde Freund bleibt; der Berg der Ehren, welcher Lüge, Falschheit und Tücke haßt; der starke Arm der Gerechtigkeit, welcher die Verräther züchtigt: entbieten dem sehr erleuchteten und mächtigen Residenten von Sarabaya unsern Gruß in nachbarlicher Freundschaft.

„Schon seit Jahren sind Uns weiße Männer genaht, bestrebt Feindschaft zu stiften zwischen dem großen weißen Vater Orang blanda's jenseits der

Meere, dem Sultan der Sultane, dem glorreichen König Wilhelm, den Allah in seinen heiligen Schutz nehmen möge, Unfriede zwischen Unserem erhabenen Bundesgenossen und Uns. Wir aber haben solchen Meuterern (brandals) und Schurken (banysats) Unser fürstlich Ohr verschlossen und sie mit Schanden von Uns gestoßen.

„In jüngster Zeit ist ein weißer Mann Uns von hohen Beamten und mächtigen Personen der Orang blanda's dringend empfohlen und Wir haben ihm, seiner großen Klugheit und seiner vielen Kenntniß wegen, Unsere Huld geschenkt. Auch sind wir seinen verständigen Rathschlägen, namentlich in Dingen, welche sich auf den Krieg beziehen, mehrfach vertrauensvoll gefolgt. Dieser Weiße rühmte sich einer hohen Geburt und schien vermögend und uneigennützig. Da er längere Zeit in Deiner Residenz, in der Stadt der Krokodille, gewohnt hatte, so haben wir Uns von dort über den Mann, welcher sich Baron Self-Salbrand nannte, berichten lassen, und da Wir hörten, daß auch Du, der Erleuchtete und Mächtige, ihm Dein Antlitz in Güte zugewendet, so haben Wir jeden Zweifel an seiner Würdigkeit aus Unserer Seele verbannt.

„So hat sich diesem Manne Unser Vertrauen zugewendet und er hat es gewagt, Anfangs mit großer Vorsicht, dann aber dreister und dreister, Uns

anzuvertrauen, daß er einem Bunde angehöre, der beabsichtige, Java von dem großen Vater jenseits des Meeres unabhängig zu machen und daß dabei auf Unsern Beistand gezählt werde, wogegen man Uns zum alleinigen Herrscher auf Madura machen werde. Obgleich Wir dem Menschen solch' ein Ansinnen ernstlich verwiesen, so trat er dennoch stets auf's Neue damit hervor und suchte Uns durch Schmeicheleien und durch Anbieten großer Vortheile für seine hochverrätherischen Pläne zu gewinnen. Als er indeß Uns jüngst offenbarte, daß der Bund mit Sicherheit erwarte, Wir würden ihm, dem Baron Self, Unsere Heeresmacht und Unsere Schiffe anvertrauen, um damit das Fort und die Stadt Sarabaya zu überrumpeln, Dich, den Erhabenen und Mächtigen, und Alle, die zu Dir stehen würden, zu tödten und so den Aufstand in Java gegen Unsern erhabenen Bundesgenossen, König Wilhelm, zu beginnen: so übermannte Uns der Zorn über diese unerhörte Frechheit dergestalt, daß Wir den Golog aus der Scheide rissen und Wir eigenhändig dem Verräther den schurkischen Kopf vor die Füße legten.

„Dir, dem Mächtigen und Erhabenen, Unserm lieben Freunde und Nachbarn, übersenden Wir durch Unsern Botschafter das sündige Haupt dieses frevelhaften Missethäters und überreichen Dir gleichzeitig seine Schriftstücke, damit Du die Genossen seiner

verruchten Pläne daraus kennen lernen und mit ihnen verfahren magst, wie Wir mit ihm!"

Die Diener der Ambaſſade enthüllten ihre Ballen und präſentirten dem Reſidenten, zu ſeinem und ſeiner Umgebung Entſetzen, das ſchrecklich entſtellte Haupt des Barons Self, mit welchem man ſo vielfach verkehrt hatte.

Es hat der Botſchafts-Sekretär ſodann die Mittheilung gemacht, daß die Gemahlin des Barons, ſchon längere Zeit vor dieſer Kataſtrophe, den Schutz des Sultans gegen ihren Ehemann angerufen habe. Der Monarch habe ihn der Dame angedeihen laſſen und die Gnade gehabt, ſie in ſeinem Dhalam aufzunehmen. Die Baronin bitte nunmehr den Reſidenten ihr, als Erbin des Gatten, alles Eigenthum deſſelben in Sarabaya verabfolgen zu laſſen, welches Geſuch der Sultan befürworte. In einem Schriftſtück hatte die Baronin jene Bitte ausgeſprochen und nicht verfehlt die Details über den Beſitzſtand genau anzugeben.

Dem Reſidenten wurde ferner eröffnet, daß die Botſchaft von hier nach Buijtenzorg gehen werde, um auch dem General-Gouverneur, Baron van der Capellen, Meldung abzuſtatten. Gleichzeitig wurde um eine Beſcheinigung der Einlieferung des Hauptes des Barons Self gebeten, ſo wie um Quittung über die ausgehändigten Papiere deſſelben.

Schon am Nachmittag hat die Staats-Yacht des Sultans von Madura, unter Auswechselung der üblichen Salutschüsse mit dem Fort, unsern Hafen verlassen, nachdem die Ambassade ein solennes Diner beim Residenten eingenommen hatte.

Fortsetzung des Schreibens des Notars Dr. van Noorden an Mijnheer Paul van Puyts.

Ich muß Ihnen, mein Herr Kollege, gestehen, daß ich mit der Ansicht des Verfassers des Artikels im „Batavischen Courier" nicht durchweg übereinstimme. So halte ich den Angriff auf das gräfliche Ehepaar durchaus für keinen Raubanfall. Ich sehe darin eine orientalische Excekution, bei der man den Henkern ihr altes Recht, sich in die Kleider der Hingerichteten zu theilen, gegönnt hat. Die kluge und sich bei den politischen Bestrebungen des Herrn Gemahls eifrig betheiligende Frau Gräfin hat man, und das, wie mir scheint, nicht ganz mit Unrecht, als eine Mitschuldige betrachtet. Treten Frauen aus den Schranken ihres Geschlechts und wollen sie Männerrollen spielen, so müssen sie, wie Männer, die Konsequenzen hinnehmen, und wie Männer mit Freiheit und Leben Zahlung leisten, wenn das Spiel für sie verloren geht. Daß die schöne Rebellin nicht auf der Richtstätte starb, hat sicher nicht in der Ab-

ſicht der Auftraggeber gelegen, und iſt lediglich auf eine Henkerungeſchicklichkeit zurückzuführen.

Nimmt man von den europäiſchen Rechtsbegriffen und Rechtsformen Abſtand und huldigt dem Nützlichkeitsprinzip, ſo war das Verſchwindenlaſſen des gräflichen Paares ein Meiſterſtreich, der dem Faiſeur in dieſer Angelegenheit, und dafür halte ich den Armenier Abraham Mirza, alias Major Bradiſh, alias Profeſſor de Vos, alle Ehre macht. Höchſt einflußreiche, jedoch höchſt ſchuldige Perſonen, verſchwinden rechtzeitig vom Schauplatz, ohne daß die Mitwirkung der Regierung zu Tage tritt. Dieſer, wie dem ganzen Beamtenſtande, wird das Odium erſpart, einen ſo hochgeſtellten Mann monatelang von Verhör zu Verhör ſchleppen und endlich verurtheilen zu müſſen.

In den obern Kreiſen wird es ebenſo gut bekannt ſein, wie ich es ſeit Jahren weiß, daß der Graf nicht blos politiſch kompromittirt war, ſondern daß auch in Bezug auf ſeine eigenen Geldnegoziationen und auf ſeine Verwaltung des Staatsvermögens, bei einer eingehenden Unterſuchung Dinge an den Tag getreten ſein würden, welche nicht geeignet ſind, das Anſehen der hieſigen Beamtenwelt oder der Regierung zu erhöhen.

Der Artikel des „Bataviſchen Couriers“ geht über den „Rading-Adopati“ mit möglichſter Kürze hinweg. Wiederum ein Beweis mehr, daß jener

Artikel aus den Büreaux des General-Gouverneurs stammt, welches dem Publikum sein Intriguenspiel nicht aufdecken mag. Hier, wo den Mann jedes Kind auf der Straße kennt, der in seinem angesehenen Posten seit Jahren ganz in unserer Nähe lebt, hier ist man längst eifrig bemüht gewesen, dessen Lebenslauf zu enthüllen. Etwas Zuverlässiges ist indeß nicht zu Tage getreten. Es haben sich zwei verschiedene Meinungen herausgebildet, die allerdings wohl nicht ohne Parteischattirung sind.

Die Einen, zu denen auch ich mich neige, glauben, daß Abraham Mirza kein Armenier, sondern von Geburt ein Norddeutscher oder Holländer, dabei römisch-katholisch ist und wohl von den Jesuiten gebildet sein mag. Seine Gesichtsbildung und Körperformen; die Geläufigkeit, mit der er deutsch und holländisch spricht; Haltung, Gang und Manieren sprechen dafür. Seine ganze Lebensanschauung, die Art seiner Studien und die genaue Bekanntschaft mit den Sitten haben es mir zweifellos gemacht, schon lange, bevor die neueren Ereignisse dem Manne eine so hervorragende Bedeutung gegeben haben.

Man sagt, daß er, stets für das monarchische Prinzip kämpfend, seit seinen Jugendjahren ein Agent des Hauses Oranien gewesen sei. Schon in den neunziger Jahren wäre er unter dem Namen „Schmieder" nach Java gekommen, sei bei der Militair-Verwaltung

angestellt gewesen und habe schon damals den republikanischen Bestrebungen entgegengewirkt. Nach einem kurzen Aufenthalt in England sei er zu Anfang des Jahrhunderts unter der Maske eines Professors de Vos nach Java zurückgekehrt und als Naturforscher hin- und hergereist, um die Republikaner zu überwachen und die Partei der Orangisten zusammen zu halten. Man glaubt, er sei es gewesen, welcher die Souveränitäts-Gelüste des General-Gouverneurs Dändels dem Kaiser Napoleon zur Kenntniß gebracht und die Beweise dafür geliefert, dann aber, die Verwirrung bei Abberufung des Mannes vorhersehend, die Landung der Engländer 1811 veranlaßt hat. So viel steht fest, daß er mit der englischen Landungsarmee, als Major Bradish, nach Batavia gekommen ist, wo er bei Aufdeckung der Beamtenbetrügereien und republikanischen Wühlereien wichtige Dienste geleistet hat. Dann aber ist er plötzlich verschwunden.

Seine vielfache politische Thätigkeit auf der Insel, sagt man ferner, habe den Mann so bekannt gemacht, und ihm den Haß der republikanischen Partei in so hohem Maße zugezogen, daß er sein Leben für bedroht gehalten und er es nach einer ganzen Reihe von Jahren noch für nöthig erachtet hat, die Maske des Armeniers Abraham Mirza anzulegen, als er, auf Veranlassung des Gouvernements, das Amt eines Veziers des Regenten zu Passaruang angenommen

hat, um den Intriguen des Residenten, des Grafen Goy, das Gegenspiel zu halten.

Die Ansicht Anderer über den Lebenslauf des Veziers ist weniger günstig. Seine Feinde, und das sind alle Republikaner und Betrüger, sagen, er sei ein moldauischer Jude. Als Bocher hat er sich zum Rabbi ausbilden und die orientalischen Sprachen erlernen sollen. Er sei aber davon gelaufen, habe sich in englisch Ostindien als Kaufmann und Soldat herumgetrieben und sei dann Polizeispion geworden. Als solcher habe er abwechselnd in Europa und Asien jeder Partei und jeder Behörde gedient, welche ihn gut bezahlt hat. Als Napoleon's Spion habe er Dändels überwacht, wie er später in holländischen Diensten den Spion gegen den Grafen Goy gemacht habe. Bald Jude, Muhamedaner, katholischer oder griechischer Christ, bald Kaufmann, Gelehrter, Offizier oder Vezier, wäre seine Maske stets vortrefflich und seine Dienstleistung eine ausgezeichnete, immer aber, sagen seine Feinde, wäre er ein Spion, ein Schurke und Verräther gewesen.

Dem Bericht der „Zeitung für Ost-Java" möchte ich noch folgende Aufklärungen hinzufügen:

Das summarische Verfahren, welches der Sultan von Madura gegen seinen Freund, den Organisator seiner Armee, einschlug, ist für die orientalischen Zustände sehr charakteristisch. Dieser Fürst schmachtet

schon lange danach, seinen guten Vetter, der die andere Hälfte der Insel besitzt, los zu werden. Er weiß sehr wohl, daß die Holländer die Vereinigung der beiden Reiche niemals zugeben werden, da ihnen der Regent der ganzen fruchtbaren, von einem sehr kriegerischen malayischen Stamme dicht bevölkerten Insel gelegentlich sehr unbequem werden könnte. Der Umschwung der Dinge auf Java, wie ihn Baron Self dem Sultan im Namen des Residenten von Passaruang, des Grafen Goy, vorstellte, schien ihm sehr vortheilhaft und das Versprechen, daß er für seine Hülfeleistung Alleinherrscher von Madura werden solle, äußerst verlockend. Es hätte der Ueberredungskünste der schönen Baronin nicht bedurft, um den Sultan zum Eingehen auf diese Pläne und zu einer gründlichen Verbesserung seines Heeres und seiner Schiffe zu bewegen. Er war nach beiden Richtungen sehr thätig gewesen und wartete mit Ungeduld auf das Zeichen zum Losbrechen, um sich mit aller Kraft auf Sarabaya zu werfen.

Da ist plötzlich die Nachricht vom Fest des Regenten von Passaruang, wie ein Strahl aus heiterm Himmel, dazwischen gefahren. Der Sultan sah sehr wohl ein, daß die Sache damit verloren war und befürchtete die Konsequenzen, wenn seine Betheiligung an derselben offenkundig werde. Der Sultan brauchte einen Beweis seiner Treue. Der Streich des Golog,

durch den „der Freund seiner Freunde" des Barons Kopf vom Rumpfe trennte, lieferte ihn. Der Fürst nimmt die Wittwe, welche trotz ihrer Jahre und rapiden Lebensgenusses noch immer reizend sein soll, gnädigst in seinen Dhalam auf und regulirt die Erbschaft seiner neuen Favorite, wobei er die Thatsachen in seiner Weise darstellt.

Vorläufig verlautet nichts darüber, daß man von Seiten des General-Gouvernements beabsichtige, eine Untersuchung über die politischen Vergehen des Grafen Goy zu verhängen. Warum sollte man? Der Resident ist todt und begraben. Friede seiner Asche! Man weiß recht wohl, daß eine Konfiszirung seines Vermögens ein Schlag in das Wasser sein würde, ein Griff in einen leeren Sack!

Man wird es uns Advokaten überlassen, den Nachlaß des Mannes zu regeln. Ich halte den Konkurs für unvermeidlich und fürchte, daß die zahlreichen Gläubiger sich mit sehr geringem Prozentsatz werden begnügen müssen.

Wie wird es mit dem Einkommen der Wittwe, mit der Erbfolge des Sohnes in den Fideikommißgütern?

Ich schließe für heute und werde, sobald die finanziellen Verhältnisse des Grafen, welche mit denen des Herrn v. Creubec vielfach verflochten sind, mir irgend eine Uebersicht gestatten, Ihnen Näheres berichten.

Mit Hochachtung des verehrten Herrn Kollegen

ergebener

Dr. van Noorden.

Sechstes Kapitel.

Wie Herr v. Creubec und der ſchurkiſche Chineſe der Gerechtigkeit verfallen und die Gräfin Goy den Verſtand verliert und ſich das Leben nimmt.

Der Notar Dr. van Noorden an Mijnheer Paul van Puyts.

Paſſaruang, 28. Januar 1830.

Verehrter Herr Kollege!

Kurz nach Abgang meines vorigen Briefes erhielt ich Beſuch von einer freien Negerin, Namens Sara, Ehefrau des Hausbeſitzers und Inhabers eines Warong's (Laden) zu Batavia, Namens Abraham. Dieſe Frau war lange Zeit Sklavin im Creubec'ſchen Hauſe und Kindermädchen bei der Gräfin Goy geweſen. Sie war auf die erſte Nachricht von der lebensgefährlichen Verletzung ihres ehemaligen Pflegekindes zu deren Wartung herbeigeeilt. Nicht die große Entfernung, nicht ihre vielen Geſchäfte, noch die eigne Kinderſchaar hatten das treue Geſchöpf abgehalten, das erſte Schiff zu beſteigen, das hierher unter Segel

ging. Sie überbrachte mir einen Brief der Frau v. Creubec und machte mir genaue Mittheilungen über den Zustand der Gräfin, welche ich Ihnen nicht vorenthalten will.

Die Leiden der armen Dame schildert sie als außerordentlich groß. Ein schlimmer Splitterbruch des Oberschenkels, welcher das Hinzutreten des Brandes und die Nothwendigkeit einer Amputation lange Zeit hindurch befürchten ließ, fesselt sie an das Bett und verursacht noch immer heftige Schmerzen. Dieses aber erscheint noch als das kleinere Leiden. Die Flintenschüsse, welche den Grafen an ihrer Seite im Wagen tödteten, wurden durch das Kutschfenster, an welchem die Gräfin saß, abgefeuert. Eine sehr große und dicke Scheibe aus Spiegelglas, welche das Fenster schloß, war, des belästigenden Staubes wegen, herabgelassen worden, und drang, durch die Kugeln zerschmettert, in tausend Stücken in den Wagen. Ganze Massen dieser scharfen und spitzen Glassplitter wurden der unglücklichen Dame mit unglaublicher Gewalt gegen den Kopf, in das Gesicht, gegen Hals, Schulter und Busen geschleudert, so daß die ganze rechte Seite der Büste durch tief eingedrungene Glastheile zerrissen und das rechte Auge ausgestochen worden ist. Der später erfolgte Sturz des Wagens, von der Höhe herab in den Steinbruch, hat nicht nur den Schenkelbruch herbeigeführt, sondern sein Niederschmettern auf

der rechten Seite hat zweifelsohne eine erneute Verwundung an den Glastrümmern, ein Eintreiben der Spitzen bis auf die Knochen und ein Zerstoßen der Glasstücke in den Wunden, zur Folge gehabt. Die ganze rechte Seite ist jetzt eine einzige, entsetzliche, eiternde Wunde, aus welcher die einzelnen Glaspartikel theils herausschwären, theils herausgeschnitten werden müssen.

Die Gräfin ist eine höchst ungeduldige Kranke. Nur durch den Gebrauch narkotischer Mittel vermag man der unglücklichen Frau einige Ruhe und Schlaf zu geben. Die Aerzte fürchten noch jetzt, daß eine Gehirnentzündung oder eine Eitervergiftung hinzutreten und jede Hoffnung auf eine Rettung vernichten werde.

Da die Gräfin sich in ihren Zimmern befindet, gepflegt von Frau v. Creubec, behandelt von ihrem Hausarzt und bedient von den bisherigen Domestiken, so ahnt sie bis jetzt nichts von der traurigen Veränderung in ihrer äußern Lage. Sie glaubt, was man ihr mitgetheilt, daß der Resident, durch einen räuberischen Anfall tödtlich verwundet, darniederliege, und daß Herr v. Creubec in dringenden Geschäften nach Batavia abgereist sei.

Kalt und um Andere wenig besorgt, hat sie diese Nachrichten mit ziemlicher Gleichgültigkeit hingenommen; auch hat sie noch nicht begehrt, ihren Sohn

zu sehen. Sara's Ankunft war ihr wenig auffällig erschienen. Man würde diese Theilnahmlosigkeit auf ihren Zustand schieben können, wäre ihre Empfänglichkeit für Alles, was ihre Person unmittelbar betrifft, nicht äußerst rege. Sie befragt den Arzt fortwährend, ob sie im Gesicht sehr entstellt und ob sie für die Zukunft im Gange behindert sein würde. Daß ihr rechtes Auge ausgelaufen ist, weiß sie nicht. Man hat ihrem Verlangen nach einem Spiegel bisher noch nicht nachgegeben. Bei dem langwierigen und schmerzlichen Ausgraben der Glassplitter, welche sich in die Gesichtsknochen eingebohrt hatten, hält sie mit großer Geduld stille, seitdem der Arzt ihr gesagt, daß durch diese Operationen die Narbenbildung verhindert werde.

Man hatte der Gräfin gleich Anfangs, als sie noch besinnungslos war, das Haar abgeschnitten, um die kalten Umschläge, welche ihr Zustand erheischte, wirksamer zu machen. Als sie diese Entstellung gewahrte, ist sie in den höchsten Zorn gerathen, hat dem Arzt und ihrer Mutter die heftigsten Vorwürfe gemacht und geschworen, daß sie lieber todt als kahlköpfig sein möchte.

Die arme Schwarze erkennt offenbar die Schwächen und Charakterfehler dieser stolzen, eitlen und selbstsüchtigen Frau, und dennoch weinte sie die bittersten Thränen über deren Leiden und denkt, wie sie mir

anvertraute, mit Entsetzen an den Moment, in welchem die Gräfin erfahren wird, daß sie, für immer entstellt, einäugig und lahm, auch Rang und Reichthum verloren habe.

Der Brief der Frau v. Creubec, welchen mir Frau Sara überreicht hatte, enthielt die Bitte um Geldübersendung für die Gräfin. Sodann ersuchte sie mich, mit ihrem Geschäftsfreunde, dem Notar Dr. Waitz zu Batavia, mich in Verbindung zu setzen und von demselben Nachrichten über das augenblickliche Befinden des Herrn v. Creubec, über den muthmaßlichen Ausfall der über ihn verhängten Untersuchung, sowie über den Vermögensstand desselben einzuziehn.

Sie theilt mir mit, daß sie und ihre Pflegetochter, die Gräfin Goy, unter allen Umständen auf Java verbleiben, indeß, sobald es der letzteren Gesundheitsverhältnisse gestatten, nach Batavia übersiedeln werde. Sie beauftragt mich, bei Ihnen, Herr Kollege, auf die möglichst schnelle Feststellung des Wittthums der Gräfin zu dringen, so wie um Mittheilung über die Erbberechtigung des jungen Grafen. Sie bittet ferner, Sie möchten dem Kapitän Natz Mittheilung über das traurige Schicksal der Familie machen und ihn ersuchen, dahin zu wirken, daß sein Enkelsohn in Europa erzogen werde, da weder sie, noch seine Tochter Leokadie, selbst wenn diese völlig genesen würde, jemals im Stande sein würden, den schönen und talentvollen,

aber äußerst lebhaften Knaben, richtig zu leiten und seine Ausbildung zu überwachen.

In Folge dieses Briefes habe ich mich sofort an den Dr. Waitz nach Batavia gewendet und von demselben auch bereits Antwort erhalten. In Betreff der Fideikommißangelegenheiten und der Mittheilung an den Kapitän Natz, wenn dessen Aufenthalt nunmehr erforscht sein sollte, wende ich mich an Sie, und bitte um so mehr um schleunige Erledigungen, je ungünstiger die Angelegenheiten der Frau v. Creubec und der Gräfin Goy in Batavia stehen. Um Weiterungen zu vermeiden, lege ich Ihnen den Todtenschein des Grafen Achill Goy van Leuwaarden bei.

Die Nachrichten, welche mir unser bataviſcher Kollege giebt, lauten wie folgt:

„Man hat hier in Batavia in Folge der entdeck„ten Verschwörung sehr viele Verhaftungen vorgenom„men. Ein reicher Chineſe, Namens Ri-ka-sin, eine „am hiesigen Platze sehr bekannte Persönlichkeit, befand „sich darunter. Derselbe hat eine Reihe von Jahren „hindurch ein höchst elegantes Vergnügungslokal unter„halten, das von den Lebemännern der vornehmen „Welt vorzugsweise besucht wurde. Bei der Revision „seiner Bücher stellte sich heraus, daß er mit Herrn „v. Creubec in vielfachen finanziellen Beziehungen „stand. Der letztere war Eigenthümer des Grund„stücks am Molenvliet, in welchem der Chineſe das

„Geschäft betrieb. Beide waren daran gleichmäßig „betheiligt. Ihre Haupteinnahmequelle war indeß ein „weit verzweigtes Wuchergeschäft, das mit größtem „Raffinement und der schamlosesten Habgier und „Gaunerei durch den Chinesen betrieben worden ist.

„In den letzten Jahren ist das Vermögen des „Herrn v. Creubec schnell dahingeschmolzen. Die „Bücher weisen nach, daß derselbe auf seinen Kom„pagnon Summen gezogen hat, welche die Einnahmen „gewaltig überschritten, so daß Ri-ka-sin bald eine „große Summe von ihm zu fordern hatte. Diese ist „demnächst zur zweiten Hypothek auf die Grundstücke „des Herrn v. Creubec eingetragen worden.

„Zur ersten Hypothek steht darauf ein Kapital „von 50,000 Gulden zu Gunsten einer Madame „Flora Restaur, geborene Lafranc. Es stellt sich her„aus, daß diese Dame mit Frau v. Creubec eine „und dieselbe Person und daß sie keineswegs die ange„traute Ehefrau des Mannes ist, welchen wir hier „unter dem Namen eines Herrn von Creubec-Ron„ceroy kennen. Sie ist vielmehr die Gattin eines „Uhrenfabrikanten Restaur zu Genf, welche von „Alphons von Creubec entführt worden ist.

„Wenn diese Frau nicht in volle Armuth versinkt, so „hat sie es dem Umstande zu verdanken, daß dieses „Kapital auf ihren wahren Namen eingetragen wurde, „denn sie besitzt außer dieser Hypothek nichts mehr.

„Sie hat ihr ganzes übriges, nicht unbedeutendes „Vermögen nach und nach dem gräflichen Ehepaar „anvertraut, dessen fürstlicher Luxus und großartige „Ausgaben für politische Agitationen einen Schlund „bildeten, welcher des Grafen Gehalt, die Früchte „seiner Erpressungen und seine Revenüen, so wie „Alles verschlang, was Herr v. Creubec zusammen„gewuchert und Frau v. Creubec zusammengespart „hatten.

„Der Staat wird sich an dem Vermögen des „Chinesen schadlos halten müssen. Dessen Konfis„zirung ist ein fetter Bissen, der die Kosten des weit„läuftigen Hochverrathsprozesses wohl allein decken „wird. Es soll alle Vorstellung überschreiten, welche „Summen sich dieses schlaue chinesische Huhn nach „und nach zusammengescharrt hat. Man sagt den „Holländern, Juden und Russen nach, daß sie in „Wucher, Gaunerei und Zusammenscharren Einiges „zu leisten vermöchten, gegen Chinesen sind sie indeß „allzumal bornirte Pedanten und skrupulös-sentimen„tale Tölpel. Ueber die Creubec-Ri-ka-sin'sche Wirth„schaft ist selbst das hiesige Publikum, welches es „doch sonst mit Moral und Redlichkeit nicht eben „genau nimmt, empört.

„Herr v. Creubec sitzt im Fort „Meester Corne„lius" in enger Haft. Es sollen gegen ihn auch „wegen politischer Verbrechen ausreichende Beweise

„vorliegen und man zweifelt durchaus nicht, daß er „als Landes- und Hochverräther zum Tode verurtheilt „werden wird. Man sieht sein Haupt schon unter „dem Fallbeil, da die Regierung nicht anstehen wird, „grade an ihm ein abschreckendes Beispiel zu geben, „der nicht Beamter ist, und die Verachtung, wie die „Verwünschungen des Publikums auf sich gezogen „hat.

„Den Chinesen Ri-ka-sin hat sein Geschick bereits „ereilt. Nachdem der hohe Gerichtshof das Ver- „brechen des Hochverraths festgestellt und die Kon- „fiszirung seines ganzen Vermögens verfügt hatte, „ist der schmutzige Geselle dem Pangulu, dem Vor- „steher und Oberrichter des Chinesen-Kampongs, über- „geben worden. Die Untersuchung hat nicht lange „gedauert. In einer einzigen Session hat man ihn „des Wuchers, der Fälschung und des Betrugs schul- „dig erkannt, sowie, dem Urtheil des hohen Gerichts- „hofs beistimmend, ihn für einen Hochverräther erklärt „und zum Tode verurtheilt.

„Man hat ihn aus dem Gerichtssaal unmittelbar „auf den Hof des Gerichtsgebäudes geführt, ihn mit „dem Rücken auf eine bali-bali (Bank) gelegt und „angeschnallt. Dann hat ihm der Scharfrichter mit „einem zwei Fuß langen, nach rückwärts gekrümmten, „oben sehr breiten Messer, ohne ihn erst zu entklei- „den, den Bauch aufgeschlitzt. Da keine mildernden

„Umstände vorlagen, so hat die sonst übliche Vergif-
„tung der Messerklinge mit dem Gifte des Upas-
„baumes, welche bei dieser Exekution sofort den Tod
„herbeiführt, nicht gewährt werden können, so daß
„der Mann erst nach Sonnenuntergang gestorben ist."

So weit die Auslassungen des Kollegen Waitz.

Wie lange wird wohl die Untersuchung gegen Herrn v. Creubec dauern? Welche Masse Papier wird man verschwenden, welche unendlichen Reden wird man halten, ehe es zum Todesurtheil gegen ihn kömmt? Wie viel Zeit, Arbeit und Kopfzerbrechen wird die Feststellung aller der einzelnen Schändlichkeiten und Verbrechen kosten, die der Mann während seines Aufenthalts auf dieser mit den Söhnen des himmlischen Reiches der Mitte so reich gesegneten Insel begangen hat, bevor er den Schlaukopf unter die Guillotine steckt!

Indeß Jeder nach seiner Art! Wovon sollten wir unglücklichen Juristen wohl leben, bei einem so summarischen Verfahren, wie es der Pangulu der Chinesen treibt!

Da dieser Brief mit dem neuen Postdampfer der Regierung abgeht, so ist es leicht möglich, daß er Ihnen eher zu Händen kömmt, als ein Schreiben, welches ich bereits am 22. Dezember v. J. an Sie gerichtet und dem ich Zeitungsartikel von Batavia und Sarabaya beigelegt habe. Ich schickte diese

Schriftstücke mit einem Segelschiff ab. Da sie die speziellen Nachrichten über die Verschwörung auf unserer Insel und die Betheiligung des Grafen Goy an derselben enthalten, so wird Ihnen das gegenwärtige Schreiben, ohne daß Sie von jenem vorher Kenntniß genommen haben, in vielen Punkten wohl völlig unverständlich sein.

In der bestimmten Erwartung, daß Sie, verehrter Herr Kollege, in Anbetracht der traurigen Verhältnisse der Damen mit Dampfkraft arbeiten und mir die Resultate Ihres Fleißes per Dampf werden zugehen lassen, empfiehlt sich mit bekannter Verehrung

Ihr ergebener

Dr. van Noorden.

Der Kapitän Max Natz an den Notar Paul van Puyts.

Scharpenley, 8. April 1830.

Mein lieber Paul!

Beikommend erhältst Du sämmtliche Dokumente, welche die eheliche Abstammung der Gräfin Leokadie Goy, von Max v. Alst und Adelheid Freiin v. Hohenlandenberg nachweisen. Ich mache es indeß zur ausdrücklichen Bedingung, daß keine Benachrichtigung über die wahren Namen der Eltern der Gräfin Leokadie nach Java zukömmt. Diese Dame verdient

es nicht, daß sie die wahren Namen ihrer Eltern erfährt und irgend eine Botschaft erhält, welche sie über die Schande Ihres Mannes und Pflegevaters trösten könnte. Ihrem Hochmuthe würde überdies nur neue Nahrung gebracht. Der Javanische Notar bedarf nur der Notiz, daß der junge Jan Achill als Majoratserbe anerkannt ist; worauf sich sein Recht gründet, braucht er nicht zu erfahren.

Ich bin gern erbötig, die Vormundschaft über den Knaben anzunehmen und bringe meinen Neffen Friedrich v. Scharpenley als Mitvormund in Vorschlag, da meine alten Knochen wohl schwerlich noch lange zusammenhalten werden.

Es ist unerläßlich, daß Jan baldmöglichst aus den Händen jener Frauen kömmt. Je eher er hierher geschafft wird, um so besser wird es sein. Schreibe an den Notar van Noorden, daß er sich dort nach einer Persönlichkeit umthut, welche geeignet ist, den Knaben hierher zu geleiten. Es muß ein Mann von gutem Charakter sein, der Reiseroutine hat, die Welt und das Seeleben kennt. Auf seinen Bildungsgrad kommt es weniger an. Leute von untergeordnetem Wissen und geringer Bildung sind für diesen Zweck hochgebildeten und sehr moralischen Leuten vorzuziehen. Gelehrte und Geistliche, welche sich in eine ihnen fremde Welt versetzt sehen und kaum ihre eigne Person ungeschädigt durch das Getümmel zu bringen

wissen, sind die schlechtesten Reisebegleiter für einen jungen muthwilligen Knaben. Unter den nach Europa heimkehrenden Subalternen aus dem Civil oder Militair werden sich geeignete Individuen unschwer auffinden lassen. Man muß den Leuten ein ordentliches Stück Geld auf die Hand geben und ihnen bei guter Ablieferung eine anständige Belohnung zusichern. In Amsterdam wird Piet Piepenstock den Jungen in Empfang nehmen. Von dort ist er sehr leicht hierher zu bringen. Vielleicht kriecht Piet Piepenstock aus seiner Kunsthöhle zu Tage und führt uns den Enkel seines alten Herrn, des Baron Jan, zu, der ja zugleich auch der Enkel seines Freundes und Schülers, Max Alst, ist. Schlimmsten Falles reist der Vikar, der zu Lande ganz zuverläßig ist, wenn er auch zur Seereise wenig empfehlenswerth sein dürfte. Man würde bei Dir eine Station machen, damit Du den neuen Majoratsherrn und er Dich und das alte Diepenbroick kennen lernt.

Was das Witthum der Gräfin Goy anbelangt, so stimme ich Dir völlig bei, dasselbe möglichst hoch zu bemessen; nicht ihretwegen, sondern um der Frau Flora willen, die ich von Herzen bemitleide. Ich würde es tief beklagen, sollte die an Wohlleben gewöhnte Frau in ihren alten Tagen sich Entbehrungen auferlegen müssen.

Schließlich bitte ich dringend, mein Inkognito vor wie nach zu bewahren. Die Herren in Münster, welche über Jan's Ansprüche auf das Fideikommiß zu entscheiden haben, werden sich wenig darum scheeren, wo der alte Max v. Alst, alias Kapitän Natz, gegenwärtig weilt, wenn er nur als des Prätendenten richtiger Ahne nachweisbar ist. Es liegt mir daran (ich gestehe gerne, es ist eine seltsame Schrulle) noch einige Zeit Max Natz zu bleiben, selbst meinen nächsten Verwandten gegenüber.

In herzlichster Freundschaft und steter Dankbarkeit
Dein alter getreuer Freund
Max Natz.

Frau Flora Restaur, geb. Lafranc an den Kapitän Max Natz.

Batavia, 15. Juni 1830.

Mein verehrter, alter Freund!

Leokadie ist nicht mehr! Nachdem ich mit Gottes gnädigem Beistand die Heftigkeit des ersten Schmerzes überwunden habe und zum klaren Nachdenken gekommen bin, habe ich in dem Ende des unglücklichen Kindes, so erschütternd und schrecklich es auch immerhin war, dennoch des Allerbarmers gnädige Führung erkannt. Sein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit!

Dr. van Noorden hat mich in Kenntniß gesetzt, daß der holländische Advokat sich mit Ihnen in Ver-

bindung gesetzt und Sie von unserm traurigen Geschick in Kenntniß gesetzt hat. Sie wissen somit, daß Leokadie unter meiner und der treuen Sara Pflege schwer im Residenten-Palast darniederlag, aber weder ihren eignen Zustand seiner ganzen Bedeutung nach kannte, noch ahnte, welches entsetzliche Strafgericht über uns hereingebrochen war.

Ein neuer Resident ist inzwischen ernannt worden und der Palast hat Bewohner erhalten, welche den schönsten Theil desselben, den wir noch immer inne hatten, nicht gern entbehren mochten. Wir waren die aus Mitleid Geduldeten, und verpflichtet zu weichen, sobald Leokadien's Zustand nur irgend den Transport zuließ. Mit dem Moment unseres Auszugs, mit der Entlassung des Dienertrosses und der unvermeidlichen Umgestaltung unserer Lebensweise, war der unglücklichen Leokadie die entsetzliche Wirklichkeit nicht mehr zu verbergen. Sobald sie das Bett verließ, schon bei den ersten Gehversuchen, mußte sie die Verkürzung des rechten Beines gewahren und es ihr klar werden, daß sie für immer eine Hinkende war. Der Spiegel konnte der armen Frau auch nicht für immer entzogen werden, und ein Blick mußte genügen, ihr das Narbennetz zu zeigen, den Verlust des Auges, den verzogenen Mund, mit Einem Worte, die Umwandlung hoher Schönheit in Grausen erregende Entstellung.

Ich erachtete es deshalb für nothwendig, meine Pflegetochter, während sie noch bei verdunkeltem Zimmer, das Bein in der Schwebe, an das Bett gefesselt war, mit möglichster Schonung von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen.

Die Entdeckung der Verschwörung, die Verhaftung Creubec's und der Tod ihres Mannes machten auf sie keineswegs einen überwältigenden Eindruck. Als ich ihr indeß von dem Verlust unseres Vermögens Kenntniß gab und der kleinen Summe gedachte, welche ich aus dem Zusammensturz gerettet habe, gerieth sie in große Aufregung und klagte uns Alle, bald zornig, bald verächtlich, der eitlen Verschwendung und des thörichten Ehrgeizes an. Bei meinen Versuchen, sie auf ihre körperliche Entstellung vorzubereiten, zeigte sie einen solchen Grad von Empfindlichkeit und Ungeduld, daß ich bald darauf verzichtete. Aber mein ganzes Leben hindurch werde ich diese meine Feigheit bitter bereuen; ohne Unterlaß klage ich mich an, das arme Kind nicht genügend vorbereitet und sie so zum Opfer des Entsetzens gemacht zu haben, das über sie kam, als sie ihr entstelltes Gesicht im Spiegel sah. Sie stieß einen Schrei aus und brach ohnmächtig zusammen. Nach dem Erwachen verfiel sie in Tobsucht. Ihre Raserei wurde so gefährlich, daß man zu Zwangsmaßregeln seine Zuflucht nehmen mußte. Was ich in dieser Zeit gelitten, ist unbeschreiblich.

Unter solchen Umständen war an ein Verbleiben im Residentenpalast, den das Geschrei und wahnsinnige Gelächter des unglücklichen Kindes Tag und Nacht mit Grausen erfüllte, nicht zu denken.

In aller Eile wurde in einer entlegenen Vorstadt eines der alten holländischen Backsteinhäuser mit Stufengiebeln, mit Gärtchen und Hof, von hohen Mauern umschlossen, für uns gemiethet und eingerichtet. Leokadie wurde bei Nacht, durch narkotische Mittel vollständig betäubt, dorthin geschafft.

Welch' elender Abzug aus dem herrlichen Palast, den wir mit so stolzem Gefühl bezogen und in Pracht, höchstem Ansehen und bei fürstlichem Aufwande, so viele Jahre hindurch bewohnt haben! Welch' ein Unterschied zwischen jenen hohen, luftigen Prachträumen und den engen, finstern Stübchen mit vergitterten Fenstern, welche wir jetzt bewohnen sollten!

Leokadie erkrankte an einem Nervenfieber. Auch dieses überwand ihre starke Konstitution. Bei ihrer Genesung verfiel sie nicht wieder in Tobsucht. Es zeigte sich dagegen eine andere Geisteskrankheit, welche die Aerzte „Größen- und Verfolgungswahnsinn" nennen.

Das unglückliche Kind hielt sich für die souveraine Kaiserin von Java und Madura, und für die schönste Frau der Welt.

Sie putzte sich mit allerlei Flitterwerk, das Krone und Königsmantel vorstellen sollte, phantastisch heraus.

Die rechte Seite ihres Gesichtes verdeckte sie mit Schleier, Haarlocken und Schleifen, und erklärte dieses für Hoftracht. Wer sich ihr nahete, mußte die rechte Seite des Gesichts verdeckt haben und sie mit „Majestät" anreden; was ihr nicht knieend überreicht wurde, nahm sie nicht an. Nach und nach ersann sie ein ganzes Hof-Ceremoniell. Wenn dieses nicht strenge beobachtet wurde, brach sie in eine unglaubliche Wuth aus. Andernfalls war sie ruhig und zufrieden und gab sich, wie ein spielendes Kind, den wunderbarsten Eingebungen ihrer Phantasie hin.

Vom Fenstertritt deklamirte sie in das Gärtchen herab. Sie glaubte vom Balkon ihres Kaiserpalastes eine Anrede an die Großen ihres Reiches zu halten. Sie belegte einen Tisch rundum mit Büchern und Schreibmaterialien und nahm am obern Ende ihren Sitz. Sie glaubte einer Minister-Konferenz zu präsidiren, in welcher ihre Vermählung mit dem Czaren berathen wurde. Oftmals stellte sie Stühle an den Wänden entlang und belegte sie mit ihren Kleidern. Die Kaiserin hielt große Damencour. Sie machte die Ronde, die eine der Damen lobend, an der andern vorüberrauschend, ohne sie eines Blickes zu würdigen, eine drite höhnend, eine vierte mit herben Worten tadelnd. „Die Frau Botschafterin," sagte sie zu dem einen Kleide, „haben Ihre Unzufriedenheit geäußert, daß man an meinem Hofe die Rundtänze nicht duldet

und lange Kleider trägt. Im sittenlosen Paris mag man immerhin in engster Umarmung mit den Männern kreiseln und kokett die Füße zeigen. Excellenz werden sich in das Sittliche finden, oder in das schöne Frankreich zurückkehren müssen, wozu Wir gern die Hand bieten werden." Zu einem andern Kleide sagte sie: „Die Frau Herzogin beklagen sich über meine Hoftracht und äußern, daß Unsere rechte Gesichtshälfte vielleicht weniger schön, als die linke, wohl einer Verhüllung bedürfen möge. Durchlaucht werden sich bis auf Weiteres auf Ihre Güter zurückziehen, um dort von Bauern und Gänsen Ihre beiden Gesichtshälften bewundern zu lassen."

So schwer es mir alten und unglücklichen Frau auch wurde, auf alle die kindischen Phantasmagorieen einzugehen, so waren diese Tage doch meine glücklichen. Leider hatten sie aber niemals lange Bestand, und der „Größenwahnsinn" Leokadie's wechselte, plötzlich und ohne jede nachweisbare Veranlassung, mit dem „Verfolgungswahnsinn."

Sie bildete sich in diesen entsetzlichen Tagen ein, die ganze Welt, voll Neid über ihre Schönheit, Weisheit und Macht, habe sich verschworen, sie, die „javanische Semiramis," zu stürzen und zu tödten. Bald war es der verschmähte Czar, welcher in Liebeswahn mit seinen barbarischen Horden ihre Hauptstadt bedrohte; bald war es eine Palastrevolution, welche

ihren Sohn auf den Thron setzte; bald eine Emeute der Soldateska, die kein Weiberregiment dulden wollte. Dann, mein Freund, hatte ich viel zu dulden. Keinen Moment durfte ich Leokadie verlassen. Sie verschloß die Thüren und verbarrikadirte sie mit Möbeln; sie verkroch sich in die dunkelsten Winkel des Hauses. Kauernd, und vor Todesangst an allen Gliedern zitternd, glaubte sie jeden Moment die Tritte der Mörder, das Klirren der Waffen, das Wuthgebrüll der Pöbelhaufen zu hören, und wimmerte, händeringend, um Gnade. Des Nachts mußte ich mit ihr das Lager theilen. Aber die Angst verscheuchte ihr den Schlaf und sie duldete nicht, daß ich die Augen schloß. Beim leisesten Geräusch sprang sie voll Entsetzen auf und erfüllte das Haus mit gellendem Angstgeschrei.

Sie wurde in solchen Zeiten auch stets von der Angst gepeinigt, vergiftet zu werden. Sie genoß weder Speise noch Trank, welche ich nicht vorgekostet hatte, und auch dadurch war zu Zeiten ihr Mißtrauen noch keineswegs überwunden. Tagelang aß sie nur Eier und Kernfrüchte und holte das Wasser selbst vom Brunnen.

Achill und Alphons schienen gänzlich aus ihrem Gedächtniß verschwunden. Ihren Sohn glaubte sie in den Händen ihrer Feinde und fürchtete ihn als Prätendenten ihrer Krone. Niemals begehrte sie

ihn zu sehen und wurde zornig, wenn man seiner erwähnte.

Wie gesagt wechselten die Formen der Geistesstörung bei der unglücklichen Leokadie äußerst schnell und ohne daß man durch vorangehende Symptome darauf vorbereitet wurde. Diese Eigenthümlichkeit der Krankheit führte ihren Tod herbei.

Es war am fünfzehnten Mai Vormittags und wir brachten die Zeit, wie alle Tage, wenn Leokadie nicht an Verfolgungswahnsinn litt, in einem Gärtchen zu, das, hochummauert, unmittelbar am Hause liegt. Die Kranke trieb, wie dieses oftmals der Fall war, mit den Bäumen und Gewächsen ihr kindisch-phantastisches Spiel. Heute waren die Zwergobstbäumchen, welche in irdnen Gefäßen in langen Reihen die Gartenwege einfaßten, ihre siegreich heimkehrenden Krieger. Sie hatte schon eine pomphafte Rede gehalten und ging jetzt an den Bäumen entlang, um höchsteigenhändig den „Orden der javanischen Semiramis," von dem ich Sterne und Kränze von Papier, nebst Bändchen und Stecknadeln ihr in der Schürze nachtrug, den Helden nach Verdienst anzuheften.

Da, wie es im hiesigen Klima zu dieser Jahreszeit häufig vorkömmt, erhob sich plötzlich ein heftiger Wirbelwind und stürzte sich mit solcher Gewalt auf die Bäumchen, daß viele mit den Gefäßen zu Boden geworfen wurden; zugleich zuckten Blitze, von einem

gewaltigen Donnerschlag begleitet, aus heiterem Himmel hernieder.

Mit einem wilden Aufschrei: „Militair-Revolte!" „Gnade!" „Hülfe!" stürzte Leokadie dem Hause, trotz ihrer Lahmheit, mit solcher Schnelligkeit zu, daß ich alte, starke und kurzathmige Frau ihr nicht zu folgen vermochte. Als ich athemlos die Treppen hinaufkeuchte, kamen mir die Dienstleute, verstört und im ersten Momente sprachlos, schon von oben entgegen. Sie waren der Unglücklichen, deren Angstrufe sie herbeigelockt hatten, auf der Flucht treppaufwärts, bis zum obersten Boden, schleunigst gefolgt. Sie kamen dort in dem Momente an, als die Gräfin, welche sich zweifelsohne von ihren Feinden verfolgt glaubte, mit gellendem Schrei aus der offenen Bodenlucke sich in den Hof hinabstürzte.

Wir fanden das arme Kind mit zerschmettertem Haupte todt auf dem Pflaster des Hofes. Es war gegen zehn Uhr, als sie ihr Leben verlor. Wir haben die irdischen Reste der unglücklichen Frau auf dem katholischen Kirchhof zu Passaruang zur Ruhe bestattet. Der Herr erbarme sich ihrer!

Bald nachdem das Unglück über uns hereingebrochen war, zur Zeit als wir noch den Residenten-Palast bewohnten, habe ich den jungen Grafen Jan Achill, der körperlich und geistig von der Natur herrlich ausgestattet ist, zu einem würdigen Geistlichen unserer

Stadt in Pension gegeben. So lange seine unglückliche Mutter lebte, konnte ich nicht daran denken, ihn in unser trostloses Haus der Unruhe und Angst aufzunehmen, zumal ich mich überzeugte, daß der Knabe in trefflicher Hand war. Der geistliche Herr versteht es, das, was wir in übertriebener Zärtlichkeit in der Erziehung desselben versehen haben mögen, mit Ernst und Geduld wieder gut zu machen. Wie strenge Herr Pauling auch den kleinen Jan zur Arbeit und zum Gehorsam anhält, so hängt der Knabe dennoch mit großer Liebe an ihm und die Schwester desselben, welche ihm die Haushaltung führt, sorgt mit großer Treue und Verständniß für des Kindes körperliches Wohl.

Als ich die Stadt Passaruang, wo ich so unendlich Schmerzliches geduldet, verließ, um nach Batavia überzusiedeln, habe ich daher den Knaben dort zurückgelassen, wozu auch der Notar van Noorden dringend rieth. Ich wohne hier unter meinem rechten Namen Flora Restaur, geborne Lafranc, bei meiner treuen Sara, auf der Heeren-Gracht Nr. 38, in einem ansehnlichen Hause, das Abraham, in Folge der guten Geschäfte, welche er gemacht hat, erkaufen konnte. Beide grüßen herzlich. Es geht ihnen, wie ihrer zahlreichen Nachkommenschaft, vortrefflich.

Der Notar van Noorden theilt mir in seinem letzten Schreiben mit, daß dem Grafen Jan Achill

die Erbfolge in seinen Familiengütern gesichert ist und daß die Uebersiedelung des Knaben nach Europa gewünscht wird. Zugleich theilt er mir die freudige Nachricht mit, daß er für denselben einen sehr passenden und zuverläßigen Reisebegleiter gefunden habe, und zwar in der Person des Professors de Vos, mit dem ich vor Jahren die Reise von Madeira nach Batavia gemacht habe. Dieser will mich mit dem Knaben besuchen, da er die Ueberfahrt mit einem Dampfschiff der Regierung, welches von hier aus in See geht, zu machen gedenkt.

Ich alte Frau will dann, wenn auch dieses letzte Band, das mich noch an die Welt fesselt, gelöst sein wird, mich ganz meinem Seelenheil und der heiligen Religion widmen. Sie, welche mir Vergebung verspricht für die Sünden meiner Jugend und für die Schwächen und Fehler der späteren Jahre, ist der Trost meines Alters. Ich werde für die Verstorbenen ohne Unterlaß beten. Auch Sie, mein alter theurer Freund, werden den Zorn gegen die Dahingeschiedenen nicht über das Grab ausdehnen, welche Unbill Sie auch von ihnen erfahren haben und wie schnöde Sie von ihnen behandelt sein mögen.

Ich will Ihnen das Ende Creubec's nicht verhehlen, der namentlich schwer gegen Sie gefehlt hat, da ich bestimmt weiß, daß dasselbe Sie versöhnlich stimmen wird. Während ich am Krankenbett zu Passaruang saß, hat Alphons, welchen man

zu Batavia in enger Haft hielt, während ein Prozeß auf Landes- und Hochverrath über ihm schwebte, Hand an sich gelegt. Der unglückliche Mann, dem die Stütze der Religion fehlte, hatte nicht die Kraft seinen Sturz zu ertragen. Er gab sich den Tod. Sie erlassen mir die Details dieser schrecklichen Begebenheit. Daß er nicht ein Wort des Abschieds an mich und unser Kind gerichtet hat, giebt mir den Beweis, daß die Verzweiflung ihn des Verstandes beraubt hatte und er im Irrsinn die frevelhafte That beging. Nur der feste Glaube an die Allbarmherzigkeit des himmlischen Vaters hielt mich bei der Nachricht aufrecht.

So wollen wir denn gemeinschaftlich für die Abgeschiedenen bitten, denn es steht geschrieben: „Es ist ein gutes und heilsames Werk, für die Todten zu beten."

Leben Sie wohl, mein alter treuer Freund. Dieses sind die letzten Zeilen, welche an Sie richtet

Flora Restaur, geb. Lafranc.

Siebentes Kapitel*).

Wie die Leute im Sauerlande über die Scharpenley's sich wundern. — Die Doppelhochzeit auf der alten Burg. — Wie Max seine Pflichten als Großvater erfüllte und zu einem besseren Leben abberufen wurde.

Scharpenley, im Oktober 1834.

Es ist ein seltsames Ding um die Verbreitung von Thatsachen. Wie der auf eine Wasserfläche fallende Stein Wellenkreise hervorbringt, welche mit der Zeit und der Entfernung mehr und mehr sich erweitern, zugleich aber sich mehr und mehr verflachen und an Deutlichkeit verlieren: so geht es mit der Verbreitung der Thatsachen. Sie wachsen mit der Entfernung und mit der Zeit und werden riesengroß, aber sie verlieren an Bestimmtheit und zerfließen in nebelhafte Sage.

Wer vor zehn Jahren in der nächsten Umgebung

*) Auf Ansuchen des Herausgebers hat der Vikar, Freiherr Friedrich von Scharpenley, das nachstehende Kapitel verfaßt und dadurch der Lebensgeschichte „des Kapitäns" den Abschluß gegeben.

von Scharpenley, bis nach Brilon, Meschede und Büren hin, nach der Familie Scharpenley fragte, der konnte sicher sein, unter Achselzucken und mit bedauerlichen Mienen zu hören, daß diese, um ihr Vermögen gekommen, jetzt auf der alten Burg hause, welche jeden Moment drohe über ihren Häuptern zusammenzustürzen. Sie lebe während der Jagdzeit von dem, was die Bracken vor die Flinte brächten, und im Sommer von dem, was ein Pächter und andere Nachbarn ihnen aus Barmherzigkeit zukommen ließen. Fragte man weiter hin, in Paderborn, Arnsberg oder Münster nach ihnen, so wohnten die Scharpenley's, gänzlich heruntergekommen und verbauert, in einer Ruine, von Almosen.

Fragt man jetzt in der Nähe, so ist die Familie durch einen Oheim aus Indien zu hohem Ansehen und großem Reichthum gelangt, fragt man in der Ferne, so zählt nunmehr jenes alte, freiherrliche Geschlecht zu den reichsten des Sauerlandes und es ist mit den vornehmsten Kavalieren Westfalens verwandt und verschwägert.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Umschwung der Verhältnisse wirklich groß genug war, daß er sehr überraschend, Schlag auf Schlag, und unter Umständen erfolgte, welche zu Uebertreibungen ausreichenden Stoff boten. Aber weder das Elend war auf Scharpenley jemals so groß, wie es die Fama machte,

noch ist dort jetzt mehr als eine bescheidene Wohlhabenheit zu finden.

Den ersten Anlaß zum allgemeinen Erstaunen der Landleute gab des Kapitäns Kapitalskündigung und Aufsage der Pacht gegen Herrn Prott. Der Mann erzählte davon, wohin er kam, und da, durch seine Geschäfte gezwungen, er viel unterwegs war, so erfuhr man davon allerorts. Er war indeß von der Armuth und Kreditlosigkeit seiner Gutsherrschaft, zu welcher er so viel beigetragen hatte, so bestimmt überzeugt, daß er jene Aufkündigung, so bestimmt und präzis sie der Kapitän auch immerhin abgegeben hatte, doch für nichts anderes ansah, als für den feinen Streich eines gewandten Geschäftsmannes, für einen Schreckschuß, welchen der Kapitän abgefeuert habe, um der Familie, welche der Pächter fest genug in Händen zu haben glaubte, bessere Bedingungen zu verschaffen.

Der Pächter Prott hatte in einem möglichst groben Briefe an den Kapitän die Kündigung für den ersten September acceptirt; die Listen über das muthmaßliche Plusinventar und die von der Herrschaft zu übernehmenden Vorräthe und die vorläufige Werthschätzung derselben, natürlich Alles auf das Höchste angesetzt, eingereicht. Er hatte die Taxatoren und den Obmann, für welches Amt er den Posthalter Dubbelmeyer in's Auge gefaßt, in Vorschlag gebracht

und zum Beginn der Abwickelung der Geschäfte den dreißigsten August proponirt.

Mit der größten Zuversicht erwartete Herr Prott indeß jeden Tag, daß Baron Gerhardt v. Scharpenley vor ihm erscheinen und flehentlich bitten werde, die Sache beim Alten zu lassen, selbst auf die neuen Bedingungen hin, welche der Mann in seinem Uebermuth und in seiner Habgier gestellt hatte. Es war damit schon die Mitte des August's herangekommen, ohne daß der Pächter irgend welche Anstalten für die Unterbringung der ihm nächstens zufließenden Kapitalien, noch für sein eigenes ferneres Unterkommen getroffen hatte.

„Der widerwärtige alte Kerl, der gelbe Kapitän, darf mir schon gar nicht kommen!" hatte er prahlend in allen Wirthshäusern in der Runde gesagt. „Wenn der feine Uhrmacher gemeint hat, der Prott werde wie ein Gimpel auf seinen Leim gehen, dann ist er verdammt auf dem Holzwege. Nur mit dem Baron selbst will ich zu thun haben, und auch dem werde ich eklige Daumschrauben ansetzen, wegen der verdammten Flausen, welche die da oben mir haben vormachen wollen."

Da verbreitete sich in der Gegend plötzlich das Gerücht, es sei aus Düsseldorf mit der Fahrpost eine sehr starke Summe Geldes für die Herrschaft auf Scharpenley in Meschede angekommen. Eine so heillos schwere Menge Gold sei es gewesen, daß, bei

dem Transport der Geldfäßchen nach Scharpenley, der stärkste von Dertenkötters Steineseln am Burgberge zweimal unter der Last zusammengebrochen sei. Der Postmeister Dubbelmeyer habe nicht gewagt, eine so große Summe ohne eine Bedeckung zu versenden. Der Postbote, mit Säbel und Pistolen bewaffnet, und ein Stammgefreiter des Meschede Landwehrbataillons, die geladene Flinte auf der Schulter, hätten den Goldesel eskortirt.

Als Pächter Prott von mehreren Seiten davon hörte, ist er eilig nach Meschede geritten und von dort sehr kleinlaut heimgekehrt. Er hat nicht mehr über den alten Kapitän gespottet und gelacht, sondern kopfschüttelnd gebrummt: „Dieser gelbe Kapitän, der verdammte Holländer!" Auch hat er sofort Anstalten zu seinem Abzuge getroffen und ist in höchster Eile und bei übelster Laune hin- und hergereist.

Die Taxations- und Uebergabegeschäfte sind zur angesetzten Zeit ohne weitere Störung vor sich gegangen, was man großen Theils der unglaublichen Grobheit des als Obmann fungirenden Postmeisters aus Meschede zu verdanken hatte, vor welcher, nach kurzem Kampfe, selbst der Pächter Prott erschrocken zurückwich. Es stellte sich dabei heraus, wie gewaltig der letztere sein Plusinventar und seine Vorräthe überschätzt hatte, worüber er viele Neckereien der Taxatoren und Zeugen zu erdulden hatte.

Die Auszahlung der Gesammtschuld der Familie Scharpenley an den Pächter bildete den Schluß des Geschäfts. Der Kapitän und der Küster, dieser mit umgehängter Doppelflinte, sind mit dem Stichelfuchs, der, mit dem Golde beladen, vom „Rüenjüngen" geführt wurde, von der Burg nach Scharpenhof herabgekommen. Dort hat man eine ganze Reihe schwerer Beutel vom Pferde abgeladen und in's Haus geschafft. Alle Leute, welche in der Stube anwesend gewesen sind, haben große Augen gemacht, als der Kapitän lange, lange Kolonnen blanker Goldstücke, mit wunbarer Geschwindigkeit und Präzision und in solcher Menge aufgezählt hat, daß nicht nur der breite und lange Eßtisch, sondern auch noch zwei kleinere Tafeln über und über mit blankem Golde bedeckt gewesen sind.

Alle haben erklärt, daß sie in ihrem ganzen Leben noch niemals so viel Gold auf einem Fleck zusammengesehen hätten, selbst der Justizrath und Herr Dubbelmeyer haben es gesagt, denen doch gewiß schon manche Pistole durch die Finger gegangen ist.

Der Kapitän hat, als Herr Prott die Goldstücke einscharrte, ein so gleichgültiges Gesicht gemacht, als hätte er „Pimpernüsse" fortgegeben. Prott hat indeß, trotz der Menge Goldes, sehr mißvergnügt ausgeschaut und immerfort vor sich hergemurmelt: „Dieser gelbe Kapitän, dieser verdammte Holländer!"

Als der Postmeister auf einen noch ganz unberührten Beutel, den der Küster wieder dem Pferdchen aufladen wollte, zeigend, scherzhaft sagte: „Da bringt das Füchsel doch noch ein nettes Pröbchen Gold als Rückfracht nach Scharpenley heim!" hat der alte Waidmann, der den Prott aus ganzer Seele haßte, gesagt: „Das Säckchen findet oben noch Kameraden genug, um noch zehn abziehende Pächter Prott auszukaufen."

Gert und Fried hatten bis jetzt geglaubt, der Kapitän habe die Gelder, welche er soeben ausgezahlt, anderswo und wohl zu geringern Prozenten geborgt. Sie waren daher sehr erstaunt als, beim Abschied vom Justizrath, sie den Kapitän zu diesem Herrn sagen hörten: „Es ist nunmehr das Kapital, welches im Hypothekenbuch für Herrn Prott eingetragen war, zu löschen und damit ist der Grundbesitz der Familie Scharpenley von allen Schulden befreit, bis auf das Kapital von 4000 Thlr., welches zu Gunsten des Fräuleins v. Alst darauf stehen bleibt, das nunmehr aber auf die erste Stelle vorrückt."

Als die Brüder auf dem Heimwege den alten Herrn um Aufklärung über diese Angelegenheit baten, vertröstete er sie auf den 15. Oktober, dann sollten sie Alles erfahren.

Die geleistete starke Baarzahlung in Verbindung mit der Renommage des Küsters hatte bei den Nach-

barn die Idee wachgerufen, die Schätze Indiens lagerten nunmehr auf der alten Hungerburg Scharpenley. Das war das zweite Erstaunen der Bewohner der Umgegend, dem aber ein drittes, das größte von Allen, gar bald folgen sollte.

Noch niemals sah Fried so viele forschende Augen starr auf sich gerichtet, noch niemals hatte er eine solche Menge verwunderter Gesichter gesehen, als am Sonntag, den fünfzehnten September, in der Kirche zu Bigge.

Er saß an diesem Tage ganz allein in der herrschaftlichen Bank, welche auf dem Chor, links vom Hochaltar, zwischen diesem und der Thüre der Sakristei, steht. Gert war nach Dalheim, Fanny mit Benna nach Düsseldorf gereist, um dort, unter Assistenz der Frau v. Wilbring, die Ausstattung der glücklichen Braut an Toiletten-Gegenständen zu besorgen; der Kapitän, dem der Kirchgang allemal eine Kopfgicht zuzog, war zu Hause geblieben.

Erst kurz vor dem Gottesdienst hatte Fried den Pfarrer von den Verlobungen in Kenntniß gesetzt und um das Aufgebot angegangen, zu welchem Zwecke er ihm einen Zettel mit den nöthigen Notizen überreichte. Fried hätte aus des geistlichen Herrn verwunderten Mienen sich schon im Voraus eine Vorstellung von dem Erstaunen der Gemeinde machen können, als es von der Kanzel hieß:

„Es wollen sich in den Stand der heiligen Ehe „begeben und werden hiemit zum ersten Male auf„geboten:

„1. Der Hoch- und Wohlgeborne Freiherr Gerhardt „von und zu Scharpenley, Erb- und Gerichts„herr auf Burg Scharpenley und Scharpenhof, „zu Bigge und Biggermühl, auch Patron dieses „Gotteshauses, mit dem Hochwohlgebornen „Fräulein Maria Anna von Bredenoll aus dem „Hause Rhade, des Herrn Ferdinand v. Brede„noll, Königlichen Domänen-Rentmeisters und „Ritters zu Kloster Dalheim und der Frau „Bertha, gebornen Freiin von Spiegel zum „Desenberg, eheliche Tochter.

„2. Die Hoch- und Wohlgeborne Freiin Benna „Cölestine von und zu Scharpenley, des seligen „Herrn Kaspar, Freiherrn von und zu Schar„penley und der seligen Frau Eva gebornen „von Alst, eheliche Tochter, mit dem Hochgebor„nen Reichsgrafen Hermann Balk, Frei- und Pan„nerherrn v. Szepliwoda, Erbland-Jägermeister „des Hochstifts Münster, Majoratsherrn zu „Balkenstein und Havichtshorst, Erb- und Ge„richtsherr zu Brendenfeld, Marienloo ꝛc. sowie „der Herrschaft Czepliwoda und Czechoczin in „Böhmen, auch des hohen Ordens von Malta „Ehrenritter ꝛc.“

Beim Verlaſſen des Gotteshauſes wurde Fried von den braven Bauersleuten dermaßen umdrängt, mit Glückwünſchen und mit Fragen überhäuft, daß er dankend und nach Möglichkeit Rede und Antwort gebend, nur mit Mühe ſich frei machte und ſchweißtriefend und heiſer den Heimweg antrat. Die guten Leute waren ganz wild und wirr über alle die Titel. Ein altes Mütterchen drängte ſich mit aller Gewalt an Fried heran und zeigte ſich ganz troſtlos darüber, daß ein ſo blutjunges Ding, wie ſie meinte, zwei Männer auf einmal freien ſollte. Wenn der Eine auch ein Graf und der andere ein Freiherr wäre, meinte ſie, ſo hätte ſie doch ihr Lebtag nicht gehört, daß bei Chriſtenmenſchen ſo etwas geſtattet wäre. Ein geiſtlicher Herr, wie Baron Fried, könne, wenn ſo etwas mit ſeiner Schweſter paſſiren ſollte, doch nimmermehr „Ja“ und „Amen“ dazu ſagen.

Die Frachtwagen, welche demnächſt mit Maria Anna's Ausſtattung, mit Möbeln, Kiſten und Kaſten beladen, von Paderborn her durch Bigge nach Scharpenhof fuhren; die Menge der Arbeiter und Handwerker, die dort ſchreinerte und zimmerte, mauerte, malte und tapezierte, und nicht minder die Kunde von den Dingen, welche von aller Welt Enden in Meſchede zur Ausſtattung der künftigen Gräfin anlangten: das Alles hielt wohl das Erſtaunen der Leute wach und beſtätigte die Meinung von dem plötzlich

erlangten, gewaltigen Reichthum der Scharpenley, aber machte keinen durchschlagenden Effekt. Dagegen forschte man neugierig, wie dieser Umschwung von Armuth zu Reichthum, von Verlassenheit zu großem Ansehn, entstanden sein könnte. Man einigte sich in der Erklärung, daß der alte holländische Kapitän das Alles gemacht habe. Max Natz wurde einhellig zum Nabob und Gebieter über unermeßliche Schätze erhoben, als Zauberer anerkannt und als Schutzengel der Familie Scharpenley angestaunt.

Fried und der Küster hatten in dieser Zeit gewaltig viele Geschäfte. Die Handwerker, welche das Haus in Scharpenhof in Stand setzten, mußten beaufsichtigt und die Ausstattungssachen, die theils dorthin, theils nach Meschede kamen, mußten den Fuhrleuten abgenommen werden. Es war für uns eine große Erleichterung, daß der grobe Postmeister, seitdem er erfahren, daß Graf Balk und der Maler Hermann ein und dieselbe Person ist, die aufopferndste Gefälligkeit entfaltete.

„Sehen Sie, Herr Baron," sagte er zu Fried, „gegen den Maler Hermann hätte ich an dem Tage, als ich seine Bekanntschaft machte, auf ein Haar eine eklige Eselei losgelassen und wäre dem Manne beinahe grob gekommen. Wer zum Teufel aber konnte wittern, daß das langhaarige und langarmige Menschenkind unseres Rittmeisters bester Freund und nun

sogar ein Graf ist. Das kömmt bei dem verdammten, dummen Komödienspiel heraus! bemerke ich höflichst!"

Der Postmeister half uns nicht nur, aus den zahllosen Kisten und Tonnen, in denen Benna's Ausstattung ankam, diejenigen Gegenstände hervorsuchen, welche uns für die Festtage der Doppelhochzeit nothwendig wurden, worüber uns Fanny ein genaues Verzeichniß eingehändigt hatte, sondern er besorgte Alles, was an Vorräthen für Küche und Keller nöthig war, und wies uns das erforderliche Dienstpersonal für diese unruhige Zeit nach. Die ganze Schaar der Dertenkötter'schen Langohre war stets zwischen Meschede und Scharpenley unterwegs und die Bigger Berge hallten täglich wieder vom Gesang dieser „sauerländischen Nachtigallen."

Vikar und Küster fühlten dabei auch noch die Verpflichtung, für die Aufrechthaltung des Waidmannsruhms von Scharpenley zu sorgen. Nachdem weit und breit im Lande seit Jahren keine große Hochzeit gefeiert worden war, zu welcher die Scharpenley'er Jagd nicht das Prachtstück der Tafel geliefert hatte, durfte am Ehrentage des Stammherrn und seiner Schwester es auf der eigenen Tafel an Wild nicht fehlen.

Auf dem Küchenzettel stand Wildschweinskopf in Gelée, gedämpfte Hirschkeulen mit Champignons,

eine Krammetsvogelpastete, Salmi von Schnepfen und gebratener Rehrücken. Wenn wir auch die Krammetsvögel, von denen der „Rüenjunge" täglich mehr aus dem Dohnenstrich brachte, als wir brauchten, zur Hand hatten; wenn wir einen starken Keuler täglich zu finden wußten und es auch mit dem Hirsch und Reh nicht so gar schwierig war: so wollten die Schnepfen doch gefunden und geschossen sein. Auf Gert war nicht zu rechnen. Er richtete mit Frau v. Bredenoll, mit Fanny und Benna, die von ihrem Toilettenfeldzug sehr befriedigt heimgekehrt waren, sein Haus in Scharpenhof ein und, wie nicht zu leugnen, eben so anmuthig, wie behaglich. Nebenbei mußte er sich auch der jungen Wirthschaft annehmen, welche, bei mancherlei Veränderungen und Neugestaltungen, noch nicht glatt fortlief und einer sorgfältigen obern Leitung bedurfte, sollte sie nicht in den Anfängen sich verwirren und mißrathen.

Auch der Kapitän entwickelte eine ungemeine Thätigkeit, welche um so überraschender war, als sie ihn in direkten Verkehr mit einer Menge von Menschen brachte, denen er sonst so geflissentlich aus dem Wege ging. Die ganze Familie war erstaunt, den alten, schweigsamen Mann mit großer Sicherheit und Unbefangenheit den Arbeitern und Handwerkern, welche bisher auf Scharpenhof thätig gewesen und jetzt nach Scharpenley gekommen waren, Anweisungen und Be-

fehle geben zu hören, um die Burg in ihren alten Tagen mit Festgewändern zu schmücken.

Bei der Abgelegenheit von Scharpenley erschien es als keine leichte Aufgabe, die zahlreichen Gäste für die Tage des Festes in geeigneter Art unterzubringen. Die Räumlichkeiten von Burg und Hof reichten nicht aus; man mußte Biggermühle zu Hülfe und das freundliche Erbieten des Pfarrherrn von Bigge annehmen, welcher sein Pastorhaus zur Verfügung stellte. Es wurde nunmehr folgende Disposition vereinbart:

Tante Fanny fungirt als Burgfrau auf Scharpenley. Unter ihrem Schutz finden dort die beiden Bräute Aufnahme, umgeben von dem Gros der Damen.

Gert macht in seiner künftigen Behausung den Wirth. Graf Balk, dessen Schwester, die Frau v. Schall, mit ihrem Gemahl, dem Rittmeister der Gardehusaren, ihrem zehnjährigen Sohn und dem Töchterchen, sind dort die Hauptgäste.

Fried erhält das angenehme Amt, für den lustigen Major v. Wilbring, den Postmeister Dubbelmeyer nebst Gattin, so wie für Herrn v. Bredenoll nebst Sohn, auf Biggermühl Sorge zu tragen.

Der Kapitän erwartet alte Freunde aus Holland, welche beim Pastor zu Bigge Unterkommen finden sollen.

Der Küster ist beauftragt, für die Dienstleute der Scharpenley's, für alle bis dahin beschäftigt gewesenen Handwerker und für die Bewohner von Bigge und Umgegend, unter Beihülfe Dertenkötters, ein großartiges Volksfest zu veranstalten, dessen Kosten zu bestreiten Graf Balk sich nicht hat nehmen lassen. Es werden in Bigge die Schützenfestzelte aus der ganzen Umgegend zusammengeschleppt; alle Musikanten von weit und breit sollen dort ihre Fiedeln und Klarinetten zum Tanze ertönen lassen; der Küster träumt von ganzen Ochsen, die gebraten, und unendlichen Tonnen Biers, welche dort aufgelegt werden sollen. Dertenkötter plädirt für Wachholderbranntwein und Nieheimer Käschen.

Der große Tag war gekommen. Der heilige Petrus war gnädig und schenkte einen wonnigen Herbsttag, der die ganze Schönheit der Gegend und die volle Pracht des farbenreichen Laubwerks hervortreten ließ.

Bei der Trauung der beiden Paare, welche unter solcher Zuströmung der ländlichen Bevölkerung, daß das Kirchlein zu Bigge die Menge nicht zu fassen vermochte, höchst feierlich vollzogen wurde, bemerkte Fried unter den Gästen zwei ältere, ihm gänzlich unbekannte Herren, und einen fremden Knaben, der zwischen ihnen stand.

Der eine jener Herren, klein, schlank und beweglich,

hatte ein feines, kluges Geſicht; der Haarwuchs vorn war ſehr gelichtet, nur im Genick flatterten noch luſtig die blonden Locken. Der andere erſchien in ſeiner nachläſſig angelegten, ſchwarzen Kleidung plump und unbeholfen, und ſah mit ſeinen kurzſichtigen Glotzaugen und dem herabhängenden Munde unglaublich einfältig aus. Der Knabe mit ſeinem goldblonden, bis auf die Schultern herabwallenden Lockenhaar und den großen, ſtrahlenden Vergißmeinnichtaugen war ſchön, wie der junge Tag. Er hatte etwas Fremdartiges in ſeiner Erſcheinung, welches wohl in der tiefbraunen Färbung ſeines Teints, die zu ſeiner Blondheit ſo wenig paßte, wie auch in dem ungewöhnlichen Schnitt und im Reichthum ſeiner Tracht, begründet ſein mochte.

Dieſen Engelskopf glaubte Fried ſchon geſehen zu haben. Er beſann ſich indeß vergebens, ob er ihm nur im Traume, oder ſchon im Leben begegnet war.

Der Kapitän hatte es, ſelbſt bei dieſem feierlichen Akte, nicht gewagt, ſich der ihm ſo ſchädlichen Kirchenluft auszuſetzen, und war zu Hauſe geblieben, um dort die Aufſicht bei den Vorbereitungen zum Feſtmahl zu treffen.

Nach der Trauung begaben ſich die Herren zu Fuße nach Scharpenhof, wo ſie von den Damen, welche ihnen zu Wagen vorausgeeilt waren und in-

zwischen ihre Festgewänder mit einer einfacheren Toilette vertauscht hatten, empfangen wurden.

Nachdem man eine leichte Kollation genommen, traten die sämmtlichen Festgenossen in heiterster Stimmung und wechselnden Gruppen die Wanderung zur Burg an. Unterwegs machte Fried die Bekanntschaft der beiden fremden Herren, des Notars Dr. Paul van Puyts aus Enschede und des Kunsthändlers Piet Piepenstock aus Amsterdam, Jugendbekannten des Kapitäns. Der schöne fremde Knabe lief mit dem Söhnchen des Herrn v. Schall dem Festzuge voran. Welch' ein Unterschied zwischen beiden! Jan, so nannte Mijnheer van Puyts den schönen Knaben, welchen ich für seinen Sohn hielt, war von blühendster Gesundheit, jede seiner Bewegungen voll Federkraft und Anmuth, sein Gang und Lauf leicht, frei und gewandt; Leopold, schmächtig und bleich, quälte sich athemlos in ungraziöser Hast, es seinem Gefährten gleich zu thun. Jan verstand nicht deutsch, dagegen schwatzte er mit so großer Fertigkeit französisch, daß Leopold's Gouvernantenweisheit sich oftmals unzureichend erwies.

Als der Zug die scharfe Wendung des Thales erreichte und nun plötzlich die alte Burg sichtbar wurde, wehte vom hohen, runden Thurm das roth und weiß gegatterte Banner der Scharpenley's den Gästen ein festliches Willkommen zu, und in demselben Moment donnerte eine Salve von Böllerschüssen

und Kanonenschlägen einen Gruß vom Felskegel des Schloßberges hernieder, dem alle Berglehnen und Felswände ringsum im langhallenden Echo beistimmten.

Das alte, finstere Burgthor hatte sich in eine laubgrüne Ehrenpforte verwandelt, die nach des Kapitäns sinnreicher Anordnung, schlicht und einfach gehalten, sich dem Styl des alten Bauwerks anschloß, jedoch nicht des Schmucks der Doppelwappen der Balk's und Scharpenley's, so wie der Scharpenley's und Bredenoll's, entbehrte. Der sonst so öde Burghof war durch Laubgewinde und Blumenkränze, durch Festons von Stechpalmen und Büschel der rothleuchtenden Ebereschbeeren, durch Flaggen und Wimpel zu einem Festraum geworden, dessen Boden durch Haidekraut und wilden Thymian, durch Schilf und Kalmus in einen waldfrisch-duftenden Teppich umgewandelt war.

Die alte Halle war reich und sinnig geschmückt. Alle Familienbilder, welche bisher in den Zimmern der Burg zerstreut gehangen hatten, zierten jetzt, grün umkränzt und durch Laubfestons verbunden, ihre Wände. Vor allen leuchteten die Gemälde des Malers Hermann hervor, welche die schmale Wand, der Eingangsthür gegenüber, schmückten. In der Mitte das portraitreiche Genrebild: „das Frühstück im Walde," rechts und links daneben die Brustbilder

von Benna und der schönen, blonden Dame, welche Hermann nach dem Miniaturbilde des Kapitäns so trefflich kopirt hatte.

Als Fried beim Hereintreten in die Halle dieses Bildes ansichtig wurde, dieses Kopfes voll Schönheit, Lieblichkeit und Geist, da wußte er, warum der Knabe Jan ihm so bekannt erschienen war.

Den Hauptschmuck der Halle bildete die Festtafel, auf welcher ein Theil der Ausstattung der lieben kleinen Benna prangte. Der Kapitän und Fanny hatten das Alles mit gediegenem Geschmack beschafft. Das Tischzeug aus Bielefeld, das Porzellan aus Berlin, das Krystall aus Böhmen und das Silberzeug aus Augsburg, mit Namenszug oder Wappen geschmückt, waren würdig, die gräfliche Tafel zu zieren.

„Wenn einstmals eine Gräfin Balk kommender Generationen die Vorräthe ihres Hauses mustert, dann darf die Ausstattung einer Ahnfrau der Balke, der Freiin Benna von und zu Scharpenley, in den Schreinen und Truhen, im Silberschrank und in der Wäschekammer nicht fehlen!" hatte die so demüthige und doch gar stolze Fanny dem Grafen Hermann gesagt, als dieser auf die Aussteuer seiner Braut verzichten wollte.

Erst als man sich zu Tische setzte, hat sich der Kapitän eingefunden. In seiner ganzen äußern Er-

scheinung war indeß eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Statt der veralteten Uniform trug er ein feines Civil, welches durch zwei Orden gehoben wurde. Die häßliche große Brille hatte er ganz weggelassen und man sah nun unverhüllt seine großen, dunklen Augen, welche, klug und durchdringend, das Gesicht belebten. Wenn dasselbe auch nicht den Faltenreichthum, die gelbe Farbe und den ernsten Ausdruck verloren hatte, so war doch der verdrossene, lebensmüde Zug aus demselben gewichen. Selbst die Haltung des Kapitäns, wenn auch noch immer vorgeneigt, war freier und kräftiger als bisher.

Er nahm an der schmalen Seite der Tafel, unter den Bildern, mit Fräulein Fanny v. Alst, seinen Sitz. Zu Fried's und wohl der meisten Anwesenden Erstaunen, saß der fremde Knabe zwischen ihnen. Die Brautpaare nahmen die Mittelplätze der Langseiten der Tafel ein. Der Vikar dagegen saß, dem Kapitän gegenüber, am untern Ende, inmitten eines gar heitern Konsortiums. Major v. Wilbring und Mijnheer van Puyts überboten sich in Scherzen und tranken ihren Nachbarn, dem Postmeister Dubbelmeyer und Herrn Piet Piepenstock so wacker zu, daß beide so belebt und heiter wurden, daß sie ihrer Zunge völlig freien Lauf ließen.

Wenn der Postmeister dabei ein wundersames Gemisch von Grobheit, Gutmüthigkeit und Humor

zu Tage förderte, so zeigte der Amsterdamer Kunsthändler dagegen einen seltenen Grad von Menschenkenntniß, Ironie und Mutterwitz, der um so mehr in Erstaunen setzte, je trockener der Mann seine Bemerkungen vorbrachte und jemehr sie mit seinen einfältigen Mienen in Widerspruch standen.

Fried würde viel Vergnügen in Beobachtung der Brautpaare und der andern Gäste gefunden haben, und mit Ergötzen dem heitern Gespräche seiner Nachbarn, das fortwährend durch helles Gelächter und lustiges Zusammenklingen der Gläser unterbrochen wurde, gefolgt sein, wenn ihn nicht der Toast beunruhigt hätte, den er, als nächster Anverwandter der Brautpaare, glaubte beim Erscheinen des Rehziemers und des Champagners ausbringen zu müssen. Dieser unglückliche Trinkspruch hatte ihn schon die ganze vorige Nacht beunruhiget. Nachdem er denselben, statt zu schlafen, in eine, wie er glaubte, schickliche und zum Herzen sprechende Form gebracht und mühselig seinem Gedächtniß eingeprägt hatte, war er bei Tagesanbruch eingenickt, aber gar bald durch einen Traum wieder aufgeschreckt worden. Ihm träumte, er habe seinen Toast beim Festmahl begonnen, sei aber durch das ohrenzerreißende Geschrei eines Esels, welches unmittelbar vor dem Fenster erklungen, unterbrochen worden und, dadurch in Verwirrung gerathen, habe er den Faden der Rede nicht wiederzufinden vermocht.

Unter dem Spott und Gelächter der Gäste, schmach- und schamvoll, habe er seinen Sitz wieder einnehmen müssen, ohne es bis zum entscheidenden „Hoch!“ zu bringen.

So viel stand fest, daß als Fried erwachte, einer der Dertenkötter'schen Zöglinge eben den Schluß seines Liedes sang, und daß der unglückselige Vikar die Früchte seiner nächtlichen Anstrengung völlig verloren hatte und von Neuem sein Toaststudium beginnen mußte. Er hatte niemals öffentlich gesprochen; er hegte starken Zweifel in Betreff des Werthes seiner Rede und fürchtete die Schwäche seines Gedächtnisses. Trotz Essens, Trinkens und der Heiterkeit ringsum, wiederholte Fried in Gedanken fortwährend die schwierigeren Theile der Rede, aber seine Beklommenheit wuchs von Gericht zu Gericht und schließlich waren seine Gedanken dergestalt in seinen Trinkspruch versunken, daß er nichts mehr hörte, noch sah und selbst für die direkt an ihn gerichteten Worte kein Verständniß, sondern nur ein verlegenes Lächeln hatte.

Der Rehbraten kam (Fried hatte den stattlichen Bock auf dem Pirschgang selbst erlegt) und die Pfropfen des Schaumweins knallten (vielleicht das erste Mal, daß in Scharpenley's Wänden dieser Ton gehört wurde). Mit unsicherer Hand ergriff der Vikar das Messer, um das Glas erklingen zu lassen und seine Rede zu beginnen: da schlugen helle Töne an

sein Ohr und er gewahrte mit Erstaunen, daß der Kapitän das Zeichen gab und sich zum Reden erhob. Mit einer Stimme, hell und klar, wie Fried sie nie aus des alten Herrn Munde vernommen, sprach er, wie folgt:

„Vor mehr als dreißig Jahren verließ Max v. Alst sein Vaterland. Eigenes Verschulden und widrige Verhältnisse vertrieben den jungen, körperlich und geistig frischen Mann. Aber er schied nicht thränenden Auges, nicht mit Kummer im Herzen, sondern hochbeglückt. Das Weib seiner Liebe, Adelheid v. Hohenlandenberg, die eben seine Gemahlin geworden war, begleitete ihn über die Meere nach dem holländischen Ostindien, wo er unter fremdem Namen hoffte eine neue Heimath zu finden.

„Ein Jahr des Glückes hat er dort mit ihr verlebt. Da raubte ihm Ein unseliger Tag Weib, Gesundheit und Vermögen!

„Eine Zeit des körperlichen Elendes, der Trostlosigkeit und der Erniedrigung brach über ihn herein. Jahrelang lebte er, in Apathie versunken, träumerisch dahin, bis ein Umschwung der Dinge ihm sein Vermögen wiedergab und ihn in eine Stellung brachte, welche seinem Herkommen, seinen Kenntnissen und seinem Leistungsvermögen entsprach.

„Niemals aber hat er seine Gesundheit wiedergewonnen und niemals ist er durch die Liebe seiner

Tochter beglückt worden, deren Geburt den Tod der Mutter zur Folge hatte. Indem sie sich mit des Vaters schlimmstem Feind vermählte, riß sie sich für immer von ihm los.

„Ein Verschollener kam Max nach zwanzigjähriger Abwesenheit in die Heimath zurück. Er fand seine nächsten Angehörigen in großer Bedrängniß. Da verband er sich mit seiner tapfern, klugen Schwester, zu wirken und zu schaffen, zu sparen und zu dulden, um diesem Elende entgegenzutreten.

„Mit Gottes gnädigem Beistand ist uns das gelungen, davon zeugt der heutige Freudentag, an dem das alte, edle Haus der Freiherrn v. Scharpenley sich auf's Neue begründet.

„Ich, meine Freunde, bin von heute ab nicht mehr Max Natz; ich begrüße Euch heute als Max v. Alst.

„Dich, meine treue, opferwillige, muthige Schwester Fanny, meine Vertraute und Verbündete, begrüße ich; Dich, meinen Tochtersohn Jan Achill, Grafen Goy; Euch, meine lieben Neffen Gert und Fried, und Dich, meine liebenswerthe Nichte Benna. Euch, dem Grafen Balk, und Dir, Maria Anna, Gert's lieber Braut, rufe ich ein herzliches Willkommen zu, und für meine alten Freunde Kurt Wilbring, Paul Puyts und Piet Piepenstock, bin ich nun wieder der alte Max Alst.

„Ich, der wiedererstandene Oheim, fordere alle die lieben Festgenossen auf, ihre Gläser zu füllen und bis zur Neige zu leeren auf das Glück der Brautpaare. Gert und Maria Anna, Hermann und Benna, sie sollen leben

Hoch! Hoch! Hoch!"

War das ein Erstaunen und eine Freude! Wie das Gefühl bei so Vielen überströmte und in hellen Thränen zu Tage trat!

Es dauerte lange, ehe das Gedränge um den Kapitän sich löste und ehe wieder ein Jeder an seinem Platze saß. Der Thau der Wehmuth glänzte noch in Gert's Augen, als er in einfachen, herzlichen Worten aussprach, wie der Kapitän Max Natz unser Lehrer, Erzieher, Vormund und Freund gewesen, der in so hohem Grade unsere Liebe und innigste Verehrung besessen, daß wir zu keiner Zeit Bedenken getragen, jede erdenkliche Wohlthat von ihm anzunehmen. Mit hohem Stolz und wahrer Herzensfreude erfülle es ihn und, er wisse es, in gleichem Maße seine Geschwister, Fried und Benna, in diesem seinem und ihrem Wohlthäter einen so nahen Verwandten zu erblicken. Jubelnd begrüßte er den geliebten Ohm. Max von Alst, er lebe Hoch! Hoch! Hoch!

„Was ich für ein kurioses Pech mit Ihren Freunden habe," sagte der Postmeister Dubbelmeyer

zum Major, deſſen Naſe karfunkelte. „Nun iſt auch der alte Kapitän, gegen den ich ſo viele hundert Mal flegelhaft grob geweſen bin, gar Ihr allerälteſter und allerbeſter Freund! Wer hätte in der gelben, krummen, verbiſſenen und maulfaulen Kreatur, erlaube ich mir mit aller Höflichkeit zu bemerken, auch wohl den famoſen Max v. Alſt vermuthen können, von dem ſie mir ſo prächtige Geſchichten erzählt haben, der ein ſo toller Reiter, ein verwogener Spieler und ſo tapferer Fechter war! Soll mich der Teufel holen, es iſt meiner Seele gradezu zum Gotterbarmen!"

Darüber verfiel der Poſtmeiſter in ſo tiefe Wehmuth, daß er in Thränen ausbrach. Nur der Gattin und des Majors wiederholte und übereinſtimmende Verſicherung, daß er gegen den Grafen und den Kapitän ſein gewöhnliches Maß von Grobheit, mit der er alle Welt bediene, keineswegs überſchritten, dagegen andere ehrliche Leute oftmals noch weit flegelhafter behandelt habe, vermochte ihm einigen Troſt zu gewähren. Eine äußerſt wehmüthige Stimmung, „das ſentimentale Elend," verblieb ihm indeß für den Reſt des Tages, und manche Thräne fiel in ſein Glas, welches er deſſen ungeachtet mit großer Ausdauer immer auf's Neue leerte.

Für den andern Morgen hatte der Kapitän eine Familienberathung auf ſeinem Zimmer anberaumt,

welcher Mijnheer van Puyts und Piet Piepenstock beiwohnten. Es handelte sich dabei vornehmlich um Feststellungen über den jungen Grafen Jan Achill v. Goy. Der junge Majoratsherr war durch einen Bekannten des Kapitäns, durch einen Professor de Vos, welcher von Java, wo er als erster Beamter in Diensten eines eingebornen Fürsten gestanden hatte, und nunmehr von der Niederländischen Regierung nach Europa berufen worden war, zu Piet Piepenstock nach Amsterdam berufen worden. Der Kapitän wurde ~~zum~~ zum ersten und Fried zum zweiten Vormunde des Knaben in Vorschlag gebracht.

Derselbe sollte für's Erste auf Scharpenley bleiben; wenn er etwa fünfzehn Jahr erreicht, unter Fried's Aufsicht eine öffentliche Lehranstalt und demnächst die Universität besuchen. Am Sohn des Rittmeisters Schall v. Bell, welcher auf Rath der Aerzte das Potsdamer Klima mit Berg- und Waldesluft vertauschen sollte, erhielt Jan Achill einen passenden Gefährten. Man stellte die Kosten für die verschiedenen Erziehungsperioden fest, welche auf Andringen des Fideikommiß-Kurators van Puyts außerordentlich reichlich bemessen wurden, so daß Fried über die Summen, welche man ihm als Honorar für sein Amt als Lehrer und Gouverneur zuwies, völlig beschämt war.

Es wurde ferner der Verkauf des größten Theils

der Bildergalerie zu Diepenbroick beschlossen. Alle Gemälde, welche für die Familie von besonderem Interesse waren, worunter auch die, welche König Wilhelm seinem treuen Parteigänger, dem Großvater des Knaben, dem Baron Jan, geschenkt hatte, waren ausgeschlossen. Der Kunsthändler Piet Piepenstock wurde mit dem Verkaufsgeschäft betraut.

„Man wird erstaunt sein," sagte er, „nicht nur über die große Sachkenntniß, mit welcher mein alter Herr die Auswahl der Ankäufe betrieb, und über die lächerlich geringen Preise, zu denen er die Mehrzahl derselben erwarb, sondern auch über die Nützlichkeit der Idee, zu jener Zeit die Kapitalien in Gemälden anzulegen. Der Werth der Galerie wird Ihre kühnsten Erwartungen bei Weitem übersteigen und dem edlen Hause der Goy's van Leuwaarden einen Reichthum zuführen, wie es ihn niemals besessen hat, und der genügen wird, dem Grafenrang den nöthigen Glanz zu sichern."

Die Zeit hat gezeigt, daß die Behauptungen des kunstverständigen Mannes keine übertriebenen waren. Wiewohl erst der kleinere Theil der Sammlung veräußert ist, so hat der Erlös doch hingereicht, zwei sehr rentable Rittergüter zwischen Diepenbroick und Düsterloo zu erwerben, welche, dem letzten Willen des Barons Jan gemäß, zum Fideikommiß geschlagen worden sind.

Zu unser Aller großen Freude hat Jan Achill den Kunstsinn, welcher in der Familie herrscht, in vollem Maße geerbt. Er besitzt ein großes Talent zum Zeichnen, Malen und Modelliren, worin er unter Anleitung seines Großvaters überraschende Fortschritte macht. In diesem Jahre brachte Fried mit den beiden Knaben das Pfingstfest bei Mijnheer van Puyts auf Rozenhaag zu. Bei dieser Gelegenheit lernte Jan Achill die Gemälde-Galerie zu Diepenbroick kennen. Er brach in lauten Jubelruf aus, als er erfuhr, daß alle diese Bilder sein Eigenthum wären. So gern er mit seinen Kameraden sich auf den Pferden herumtummelte und mit der Flinte auf dem Veen den wilden Enten, Bekassinen und Kibitzen nachstellte, so ließ er doch vielmals Reitgerte und Flinte, Hunde und Pferde, den Vetter Arthur und Onkel Fried im Stich, um mit freudig erstauntem Gesichte stundenlang vor den alten Bildern zu stehen.

Als ihm eines Tages Mijnheer van Puyts mittheilte, daß die sämmtlichen Gemälde, welche auf dem Flur hingen, zum Verkauf bestimmt wären, um Jan's Grundbesitz und seine Jahreseinnahmen zu vermehren, war der Knabe ganz außer sich, und es fehlte wenig, daß der große Junge in Thränen ausgebrochen wäre, die ihm sonst nicht so gar lose sitzen, denn er ist von festem Charakter und kühnem, stolzem Sinn. Am nächsten Tage überreichte Jan Achill seinem Lehrer

einen Brief an die Vormundschaft, worin er eine Reihe der zum Verkauf bestimmten Gemälde bezeichnete, welche er besonders liebe, und bat, daß sie ihm erhalten bleiben möchte. Die Auswahl war durchaus keine knabenhafte; der Bursche hatte nahezu das Beste mit feinem Instinkt herausgefunden. Natürlich war man gern bereit, auf des künftigen Besitzers Wünsche einzugehen.

Das Leben auf Scharpenley gestaltete sich äußerst angenehm. Man konnte sich jetzt manche Lebensannehmlichkeit und manchen Genuß gestatten, welche die frühere Sparsamkeit sich versagen mußte. Der Kapitän war gegen früher mittheilsam und zutraulich geworden und erzählte oftmals Episoden aus seinem Leben, welche durch die Lebhaftigkeit und Treue der Darstellung höchst interessant und lehrreich waren. Der arme Mann hatte mit großen körperlichen Leiden zu kämpfen. Früher bemerkte man es nur am schmerzhaften Ausdruck des Gesichtes und an krampfhaften Zuckungen seines Körpers, wenn er heftige Anfälle zu erdulden hatte. Er verbiß sich die Schmerzen und sprach niemals davon, und zeigte durch kurze, verbissene Antworten, daß es ihm unangenehm war, wenn seine Umgebung von den Schmerzen, die ihn plagten, irgend welche Notiz nahm. Obschon er auch jetzt noch jeden ärztlichen Beistand von sich weist, so spricht er doch über seinen Zustand

und scheint durch Mittheilung und Theilnahme Erleichterung zu finden. Er liebt seinen Enkel zärtlich. Er vermag, wie sehr er sich auch der größten Unparteilichkeit befleißigt, den Vorzug, den er seinem Enkel vor Arthur giebt, nicht zu verbergen. Fried ist bemüht, den daraus hervorgehenden Nachtheilen entgegenzuwirken, was ihm bei den trefflichen Herzen der Knaben auch gelingt, so daß sie in großer Freundschaft an einander hängen.

Der Kapitän hat seines Enkels liebliches Gesicht und dessen schlanke Gestalt in ihrer graziösen Haltung so vielfach dargestellt, daß sich eine vollständige Jan Goy-Sammlung bei ihm vorfindet. Schnitzt der Kapitän nicht den Enkel, so schnitzt er für den Enkel. So hat er den Schaft für des Knaben erste Kugelbüchse mit so wunderbar schönen Arabesken und Jagdstücken geziert, daß Gert und Fried darüber völlig neidisch sind. Der kleine Jan hängt dagegen auch mit der innigsten Zärtlichkeit an dem Großvater, folgt auf den Wink und lauscht mit wahrer Andacht auf jedes Wort von seinen Lippen.

Tante Fanny hat es sich nun auch bequemer gemacht. Die harten körperlichen Arbeiten in Haus und Garten, denen sie sich so viele Jahre hindurch, trotz ihres schwächlichen Körpers, mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Selbstverleugnung unterzog, hat sie aufgegeben. Sie liest jetzt viel und steht in

sehr lebhaftem Briefwechsel mit Benna, deren Briefe das ungetrübteste Glück athmen, und mit der Frau v. Schall, welcher sie wöchentlich über den kleinen Arthur rapportirt.

Gert's junges Weibchen, die nette und lustige Maria Anna, bewahrt durch ihre Geselligkeit und Leichtlebigkeit die Burgbewohner vor schwerfälliger Abgeschlossenheit, und hält den Verkehr zwischen dem Ley und dem Hofe in lebhaftestem Gange. Sie ruhte nicht eher, bis ein Paar kleine, stramme, münsterländische Kleipferde im Burgstall standen und ein Wägelchen mit einer zweckmäßigen Hemmvorkehrung angeschafft war, das der zum Kutscher avancirte „Rüenjunge" mit Geschick zu lenken weiß. Da können denn Oheim Max und Tante Fanny bequem und sicher zum Scharpenhof gelangen. Gert ist in seiner Wirthschaft ungemein fleißig und seine Bemühungen sind sehr erfolgreich. Die Burgbewohner sind sämmtlich mit dem Unterricht der Knaben beschäftigt, wobei auch dem edlen Waidwerk sein Recht wird. Fried, der reiche Fried, kann sich jetzt nach Herzenslust Bücher kaufen, und studirt mit Eifer die Geschichte seines Heimathlandes. Als Mitglied des „Vereins für westfälische Geschichte und Alterthumskunde" ist er nach Kräften thätig und liefert für dieselbe viele Beiträge. Er liest sie den Geschwistern Alst vor und findet an ihnen die aufmerksamsten Zuhörer.

Es giebt auf der Burg nur einen mißvergnügten Menschen. Das ist der Küster. Der ist mit der Veränderung der Dinge sehr unzufrieden und kann die Zeit nicht vergessen, in der er täglich mit den Zwillingsbrüdern jagend durch die Berge zog. Das hat nun in etwas aufgehört, wiewohl in der Jagdzeit, nach wie vor, viel Besuch kommt, wobei auf Hermann Balk, Kurt Wilbring, Schall v. Bell und den alten Herrn v. Bredenoll mit Sicherheit zu rechnen ist.

Zum Frühjahr und Sommer aber erscheinen die Frauen und Kinder, um Berg- und Waldluft zu genießen.

Wenn man im Thal auch den bessern Verhältnissen und den Sitten der Neuzeit mancherlei kleine Konzessionen gemacht hat, wiewohl es auch dort noch immer sparsam und einfach zugeht, so ist man auf dem Berge ganz den patriarchalischen Sitten treu geblieben und hat sie in allen Punkten aufrecht erhalten.

Als Gert und seine Zöglinge von Rozenhaag nach Scharpenley heim kamen, fanden sie den Kapitän durch einen kaum überstandenen, außerst heftigen Anfall seines Leidens auffallend geschwächt. Er ließ es sich dessenungeachtet nicht nehmen, mit nach Scharpenhof zu fahren, als dort das zweite Söhnlein getauft werden sollte. Der Stammherr hatte die Namen „Max Gert" erhalten und dieser Knabe wurde „Jan Fried" genannt.

Nach dem Mittagsmahl, das sich gar lange ausgedehnt hatte, verweilte die Familie im Garten; der Kapitän und Fried saßen, da es etwas kühl zu werden begann, im Pavillon. Dieses war ein Lieblingsplatz des alten Herrn, von dem man eine prächtige Aussicht flußabwärts nach Bigge zu hat. Es bildet namentlich die Biggermühle mit der Biggerkluse ein prachtvolles Landschaftsbild. Da der schroffe Stein, welcher die Kluse trägt, weit in das Thal vorspringt, so setzt sich bei Abendbeleuchtung, wenn der Himmel golden und rosig leuchtet, das zierliche gothische Kirchlein, mit seinem kecken Dachreiter und der riesigen Linde daneben, wunderbar scharf vom hellen Horizont ab, wie ein feines, dunkles Schnitzwerk auf Goldgrund, und bringt einen zauberhaften Effekt hervor.

Der alte Herr hatte lange schweigend und sinnend, den Blick unverwandt nach der Kluse gerichtet, dagesessen, als er zu seinem Neffen Fried gewendet, mit leiser Stimme sagte:

„Fried, dort oben auf Biggerklus bist Du Kommandant. Ich möchte mit Dir eine Kapitulation abschließen. Sieh', die alte Linde dort oben, die hat es mir angethan; unter der sollst Du mir ein Plätzchen einräumen, dort möchte ich begraben sein. Aber ohne Lärm und Spektakel, ohne Aufzüge und Reden. Ihr, die Ihr grade anwesend seid, und die Hofleute, mögt mich geleiten.

„Die Anderen laßt erst dann wissen, daß der alte Kapitän gestorben ist, wenn die hohe Linde sein Grab beschattet.

„Ich habe mir selbst eine Erinnerungstafel gestiftet. Du findest sie in meinem Arbeitszimmer. Ich habe Waruholz dazu verwendet und sie, wie das bei Trauerwappen gemeinhin geschieht, über Eck genommen. In halberhabener Arbeit habe ich mein Wappen darauf geschnitzt, mit Namen, Geburts- und Todesjahr und mit der Umschrift: „Erbarme Dich seiner, o Herr!" Das Wappen ist mit feinen Tinkturen ausgemalt und dann mit chinesischem Lack überzogen, der jedem Wetter trotzt. Diese Tafel laß zu Häupten meines Grabes an die Linde heften. Ein anderes Denkmal wünsche ich nicht. —

„Du findest mein Testament im Schreibtisch. Das Wenige, worüber ich noch zu verfügen habe, ist Dein. Nur soll, nach Fanny's Tode, Gert alle Schriftstücke und Bilder erhalten, welche sich auf die Familie Alst beziehen und soll neben seinem Namen und Wappen, den Namen und das Wappen der Alste führen."

Der Kapitän hatte das Alles in einem so ruhigen und geschäftsmäßig trockenen Tone gesagt, daß Fried gar nicht zur Besinnung kam und ihm dann erst die Thränen in die Augen traten, als der alte Mann sich erhoben und, den Anderen zugewendet, an einem gleichgiltigen Gespräche sich betheiligt hatte.

Acht Tage darauf saß, wiederum gegen Sonnenuntergang, Fried an demselben Fenster des Garten-Pavillons zu Scharpenhof. Jan Achill stand hinter ihm und hielt mit beiden Armen seines Lehrers Hals umschlungen. Sie blickten beide, das Herz voll Wehmuth, nach dem Kirchlein drüben, das sich wunderbar von dem goldigen Himmel abhob, und nach der alten Linde hin, in deren Schatten sie den alten Kapitän soeben begraben hatten. —

Ende.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

I/III 80–

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
9529/III S
001-009531-03-0
„Zbiory Śląskie"